[Doblhoff]


Erzählungen
aus Salzburg
Stadt und Land
von Paul Deviloff
Salzburg 1894
Mayrische Buchhandlung
(·ED. GEIGER·)

Paul Devisoff

= F. von Doblhoff

Erzählungen aus Salzburg

Stadt und Land

Inhalt:

Das Bild des Patronus. — Der Bergputzer. — Halt! Eine Grenzzoll-Idylle.

Salzburg 1894.

Verlag der Mayrischen Buchhandlung (Ed. Geiger)

Druck von Anton Pustet in Salzburg.

Herrn

Dr. Emerich Ranzoni

zur Erinnerung
an seine Sommer im Salzburgischen.

Vorwort.

Bei einem zufälligen Zusammentreffen mit Dr. Emerich Ranzoni auf dem Salzburger Bahnhofe im Jahre 1886 vernahm ich erfreuliche Worte über meine „Julia Festilla“, welche derselbe kurz zuvor gelesen hatte; daran knüpfte sich sein Rath: „Schreiben Sie etwas aus Salzburg; das wäre ein Boden für Sie!“ — Dieser Anregung folgend, begann ich mich gründlich umzusehen. So Manches wurde meiner Feder nähergebracht und heute, nach acht Jahren, kann ich mit Dank hervorheben, daß der durch Dr. Ranzoni's Worte mir lieb gewordene Aufenthalt nicht ohne literarische Früchte für mich geblieben sei: Schon 1889 konnte ich „Thiemo von Salzburg“ (einen historischen Roman aus dem 11. Jahrhundert) beginnen, dessen ernstere Richtung zwar nicht auf Erfolg bei einem größeren Leserkreise rechnen durfte, der jedoch durch zahlreiche Quellenstudien für würdig befunden wurde, im Manuscripte dem Archive des Museums Carolino-Augusteum einverleibt zu werden; dort mag die historische Arbeit immerhin noch Freunde finden,

wie ja auch des Directors, kaiserl. Rathes Herrn Dr. Petter unermüdliches Entgegenkommen mir manche spätere Arbeit ermöglichte.

Mehrere diesen Erzählungen nachfolgende Novellen, auch Kinder meiner dichterischen Freude an eingehenderer Beobachtung der herrlichen Umgebung Salzburgs, sollen in einem zweiten Bändchen zusammengefaßt werden.

Salzburg, 2. April 1894.

Paul Deviloff.

An Salzburg.

„Was er in Salzburgs Mauern fand?“
So fragen oft die Fernen; —
„Es lehnt an hoher Berge Rand:
Kein Ausblick zu den Sternen!“

Zu rauh scheint Euch die Winterluft,
Wo Nord und West sich binden?
Bergodem reinigt Modergruft,
Wie Jetzt und Einst sich finden.

Ein kräftig' Volk, baiwarisch echt,
Hat manchen Zug erhalten:
Die Farbenmischung ist nicht schlecht
Des Neuen mit dem Alten.

Aus Schächten tief, aus Höhen rein,
Vom Schönen hingerissen,
Hol' ich mir meine Stoffe ein; —
Könnt' Salzburg nimmer missen!

Juvavia! Oft grüßt' ich Dich
In meinen Jugendliedern,
Und Deine Liebe möchte ich
Im Alter noch erwiedern.

Sei tausendmal gepriesen Du!
Geschützt bleib' vor Gefahren,
Und Deiner Mauern Fried' und Ruh',
Mög' Dir die Zukunft wahren.

Wien, 9. November 1893.

D—ff.

Das Bild des Patronus.

von

Paul Deviloff.

Zwischen den hohen Tannen brachen die letzten Strahlen der untergehenden Sonne durch und warfen glühende Reflexe auf die kühngeformten Felswände des langgestreckten Berges, welcher im Süden der großen Stadt Juvavia lag. Leichte Nebel deckten schon die feuchten Gründe zu Füßen der den Berg umschließenden Waldhügel.

Auf einem schmalen Felspfade, der sich durch buntfarbiges Getrümmer wand, stieg ein jugendliches Weib mit raschen Schritten aus dem Thale empor. Die rothblonden Flechten hatten sich gelöst, die Wangen glühten vor innerer Erregung, aus den großen blauen Augen schoßen Blitze. Die Schnur von Glasperlen, welche den schneeweißen Hals umschloß, war verschoben und das lange flatternde Gewand legte sich hindernd um die üppigen Formen der Aufwärtsstrebenden. — Als sie müde angelangt war, griff sie erst nach den aus Bein geschnittenen Ohrreifen und nach der Fibula, welche das Gewand über dem Busen schloß,

dann stützte sie sich auf ein Felsstück, beugte sich weit vor und spähte.

Gleichmäßiges Hämmern war von oben zu vernehmen. Mit einem tiefen Seufzer, als ob eine Last gefallen wäre, setzte sie sich, wie träumend, auf einen gestürzten Baumstamm.

Das Abendlicht umfloß ihre schöne Gestalt; das germanische Haar strahlte wie in einem Nimbus.... Unbeweglich horchte sie auf das Klopfen, bis allmälig die Dämmerung ihre ersten Boten aussandte.

Jetzt erhob sie sich, machte einige Schritte auf die Lichtung hinaus; dann hielt sie die Hände hoch empor und klatschte mehrere Male, daß es Echo gab von den Steilwänden.

Das Klopfen hörte auf: jetzt wußte sie, daß sie vernommen wurde. Rasch näherte sie sich der Werkstätte.

„Ende doch Dein Tagewerk!“ rief sie mit gellender Stimme. „Was hämmerst Du über den Tag hinaus, als ob kein Morgen wäre?“

Die Worte waren an einen Mann gerichtet, welcher emsig mit Meißel und Hammer an einer Platte gestemmt hatte und nun, mißmuthig den Kopf zur Seite wendend, kurze Antwort gab:

„Lyce, Du bist es? — Und wenn ich die ganze Nacht arbeiten müßte, für ihn will ich nicht ruhen. Ich freue mich meines Werkes, meines besten: siehst Du, mit der einen Hand hält er die Falten des Ge-

wandes, die andere ist erhoben! Er weist zu den Göttern, deren Gunst er besaß, zu denen er sich sehnte. O, daß er nimmer die Augen öffnet, nimmer schaut das Werk des Dankes!"

„Als ob sie nicht auch warten könnten, die Reichen in den Palästen, besonders wenn sie todt sind!" zankte das Weib. „Sind Alle schon gegangen von der Arbeit? Und Du bist wieder allein geblieben! Deine ‚honigsüße Taube' kann warten!"

„Meines Patronus' Placidius, welcher mich freigelassen um meiner Kunst willen, soll ich nicht gedenken, da er nun auf der Bahre ruht, der Gütige? Schweigen sollte mein Hammer, der so Manches schuf für sein Haus, das er sich von mir schmücken ließ; schweigen meine Dankbarkeit? Meines Wohlthäters Grabstein soll vollendet sein, ehe noch die Sonne dreimal in das große Wasser taucht; dann bin ich wieder Dein, Lyce meines Herzens! . . ."

„Ich will, daß Du kommest!" rief die junge Frau, indem sie in einem Ausbruche von Leidenschaft mit dem Fuße stampfte. „Ich bin einsam und verlassen in der Hütte und . . . mir ist bang, wenn es dunkelt. Ich will nicht allein bleiben!" —

Er lachte und winkte ihr, näher zu kommen. Das that sie sogleich, legte ihre Arme um seinen Hals und blickte ihn mit ihren ausdrucksvollen blauen Augen flehend an.

Dem Blicke konnte der Liebende nicht widerstehen; er drückte einen kräftigen Kuß auf die schwellenden Lippen seines Weibes.

„So setze Dich und sage mir, was Dich ängstigt!“

„Ein Traum, mein Iccius! ich sah in der Nacht den Berg sich öffnen . . .“

„Den Berg öffnen Die, welche eben fortgegangen sind von der Arbeit“, unterbrach er sie. „Oben, im Steinbruche, wo sie die Säulen für die Tempelhallen gebrochen, die Treppensteine der Paläste, die Gesimse der Villen zwischen den zwei Flüssen, auch die prächtigen Quadern für Placidius' Haus gemeißelt, da ist ein Riß im Berge. Einmal stießen sie auf eine Höhle mit allerlei wunderbarem Gesteine und Muscheln. Fledermäuse verpesteten dort die Luft. Dennoch wagte ich's, mit der Ampel durch den Spalt zu dringen.“ —

„Und, was sahst Du?“ drängte Lyce neugierig.

„Ich sah wunderbare, blutrothe Streifen, die dem Inneren des Berges zuliefen, grell, wie die Purpurstreifen einer Prätexta. — Hast Du das geträumt?“ setzte er zögernd hinzu.

„O nein! Nicht dort, wo ihr arbeitet, war mein Traum, hoch oben, wo der Hirt einst die eisgefüllte Grotte gefunden, dicht unter dem Gipfel des Berges: dort oben öffnete sich der Berg. Raben flogen kreischend empor und Feuer schoß hinaus. Ein mächtiger Krieger mit Helm und Panzer, Schild und

Lanze schwebte abwärts; ihm folgte ein Heer von wilden, rothbärtigen Kämpfern, und dort unten, bei dem großen Baume, hinter der Villa Deines Patrons sammelten sie sich; wie ein Schwarm von Heuschrecken überzogen sie die Ebene.“ — — —

Iccius schwieg und begann wiederum zu hämmern. Sie schaute mit sichtlichem Mißbehagen auf ihn:

„So sprich doch; ich weiß nicht, wie Dir mein Traum erschien? Was kümmert mich Dein Patronus?“ —

Iccius aber träumte von ihm, dem „Gütigsten der Guten“. Sein Bild mußte vollendet werden. O, hätte Lyce nur die Pracht seines Palastes gesehen, dachte er, sie würde von ihm Anderes sprechen. Könnte er sie vom Flußufer empor über die breiten Marmorstufen geleiten! Ach, sie war nur eines Freigelass'nen Weib und ein Kind der Berge!

„Du antwortest nicht?“ grollte sie.

„Dieser Barbar“, murmelte er, „dieser feuchte Zerstörer hatte in seinem Ungestüm Placidius' Triclinium, das für den Winter bestimmte, gegen Süden gelegene, zerstört; aber, als Iccius von Rom kam, da wölbte sich schon über dem vom Wasser zerstörten Mosaik eines zweiten Tricliniums Boden, sicher vor der Fluth. Damals betrat Iccius zum ersten Male den Palast in Iuvavia.“ —

„Iccius! Du träumst?“ fragte sie ungeduldig. —

Er redete wie im Traume weiter: „Ich mußte ihm in den Sand allerlei Figuren zeichnen und, verzerrt die Linien wiederholen, bald zum Viereck, bald zum Kreise spielend, des Zirkels Rund unterbrechen und launig spielen mit der Linien Mannigfaltigkeit, bis gleichmäßig sie wieder heimkehren durften in die alte Form: ich dachte an meine Irrfahrten auf den Spuren der Musen, an die Heimkehr zu meinem zweiten Vater; das gab so künstliche Bilder! Als ob es mein Leben wär', schrieb ich es hin.“ — — —

„Du bist so klug, doch ich verstehe Dich nicht“, sagte Lyce treuherzig; „o deute mir meinem Traum!“

„Höre mich nur“, fuhr Iccius begeistert fort; „mit dem Meißel sollte ich die Ränder andeuten und da stand er sprachlos vor dem Gewirre meiner Linien. Hätte ich Steinchen gehabt, bunt, roth, gelb, ich hätte ein Mosaik geschaffen, ohne es erlernt zu haben, schöner, als die seines Palastes!“

„Wahrhaftig?“ fragte sie zerstreut.

„Ja, sprachlos stand Placidius da; er faßte meine Hand und sah mich durchdringend an: ‚Wärest Du frei, Du müßtest mir Freund werden; doch nein, dieses Werk macht Dich frei. Die besten Künstler sollen nach Deinem Muster bilden, das Du so kunstvoll erdacht, meines Tricliniums Boden zu erleuchten. Es schmerzt mich, mit den Füßen es zu betreten. In meiner Villa magst Du sehen, ob es Besseres

giebt?' Freigelassen! An seiner Seite fuhr ich zu jenem Hügelzuge im Westen, hinter dem wild dräuend die Steinpyramide in die Ebene weithin über den großen See blickt. — Was sah ich dort? Des Künstlers Seele, längst nicht mehr die des Sclaven, der ich noch eine Stunde früher gewesen war, erlabte sich an all' dem Reichthume des Gütigsten der Guten. Hier eine musivische Arbeit; inmitten der Minotaurus, von Theseus bezwungen. O, diese Ränder! Schöner legt sich kein flatterndes Band im Winde, wie sie gebildet sind. Und an den Wänden allerlei Vögel und Früchte in anmuthigen Gruppen vereinigt, gleich denen im Palaste. Als ich sie sah, überkam mich Hunger; nicht zu verzehren, zu schaffen: des Künstlers Gier war's nach einem Werke!"

„Hunger überkam Dich?" jammerte Lyce; „mich hungert längst nach der Deutung meines Traumes. Komme, die Nacht ist da; bei der Ampel kannst Du nicht im Freien arbeiten. Der Wind verlöscht sie."

„Im Freien geht es nicht, doch in der Höhle", antwortete er.

„In der Höhle?" rief sie entsetzt und lief ein Stück abwärts „Ich mag es nicht haben, daß Du ferne bleibst. Ich habe kalt so allein in der Hütte."

„Sieh', der Mond steigt auf. Luna wird mir leuchten! Sie ist gnädig!"

— — — — — — — — — — — — — —

Wie kalter Schauer durchzog es sie. Tief unten bei des Verstorbenen Hause bewegte sich im Sumpfe ein Licht, dort ein zweites; schwarze Gestalten trugen Fackellichter, der Schein leuchtete über die Uferbäume. Was war das?

„Die Fischer sind's, mit ihrem Dreizack im Flammenscheine die klugen Schweiger überlistend. Der alte Fischer bringt morgen von seiner Beute." —

„Für der Reichen Tisch! Unsere Hütte aber ist verödet und verlassen. Einst war sie ein Palast des Glücks; jetzt liegt ein Stein zwischen mir und Dir."

„Laß mich an die Arbeit! Seit Luna leuchtet, seh' ich die Schatten noch besser. Sieh', wie sich die Falten des Gewandes heben! Morgen noch vollende ich das Werk. Ich lege es auf den Karren und fahre es selbst zur Legionsstraße. Da kannst Du mich in das Trauerhaus des Patronus begleiten. Dann aber steigen wir aufwärts, Abschied zu nehmen von den Anderen; nach Italien sollst Du mich begleiten. Mein Vaterland wird Dich vergessen lassen, daß Du eine Barbarentochter bist." — — —

Lyce warf ungeduldig das Haupt zurück. Sie litt, doch verbiß sie die heftige Antwort, welche sie auf den Lippen hatte. Iccius aber, zu sehr vertieft, um die Bewegung zu bemerken, fuhr fort:

„Vergessen wirst Du, daß die Geburtsstätte Deiner Mutter ‚Ad Marciolas' heißt, denn, kaum bist

Du an der Berge Mittagsseite angelangt, so mehren sich die Wohnungen; Häuser von Stein bedecken die Thäler und eine weite Ebene spannt sich davor aus, in welche die Ströme der Berge jauchzend eilen, Schiffe zu tragen, im Wogentanze sich zu mischen mit den Fluthen, die Italia's Küste umsäumen, den Fluthen des Meeres!"

„Des Meeres? Was ist das Meer, Iccius?"

„Ein See, wie jener, den wir gesehen dort im West vom Berge aus, nur größer, und nicht süß ist sein Gewässer." —

„Kann es mehr Wasser geben, als in jenem See dort gegen Untergang?"

„Tausendmal mehr, Lyce! Du siehst kein Ufer, und Wolken steigen aus dem Wasser und am Strande liegen Muscheln und Schnecken, ganz solche, wie die todten hier im Steine, aber sie leben."

„O, nach Italia nimm mich! Das muß eine Lust sein!" jubelte sie. Ob das Meer auch hier war? Woher die Muscheln?

„Sie sagen es und glauben, es sei erstarrt zu Eis und alles Leben sei gewichen, bis Phöbus nach langer Nacht wiederum erstrahlte und an seinem warmen Hauche Alles schmolz, wie der Haß meiner Seele gegen die Einwohner dieses Landes, die rauhen Leute, als ich Dich, Du Goldsonne, bei der ‚Mutatio' sah und Du mir, während sie meines Patrons Pferde

wechselten, die Amphore hobst, den Becher zu füllen mit hiesigem Weine; . . . doch der war sauer", setzte er mit verzogenem Munde hinzu.

„Er war süß!" verbesserte Lyce. „Du nanntest ihn damals so."

„Ja, ich würgte ihn hinunter und nannte ihn süß, weil Du ihn gabst, Du Honig!"

„Bin ich Dir nicht mehr so lieb, wenn er Dir jetzt sauer erscheint?"

„Damals, Lyce, störtest Du nicht meine Arbeit. Ja, in Eurem Lande gilt Kunst nicht viel", entgegnete er heftig.

„Ist der alte Haß wieder erwacht?" fragte sie, eingeschüchtert durch den harten Ton, den er anschlug.

„Nein! Aber Bären seid Ihr. In Italien wirst Du die guten Sitten lernen neben unseren Frauen, welche die Künste ehren und pflegen."

„Um die Bärin werden Dich Manche beneiden", antwortete sie trotzig. „So lehre mich's, du Sohn der Musen, was ich nicht kann. Wenn ich Deutung bei Dir suche, finde ich nicht Antwort, oder ist mein Traum schon klar?" —

„Da mußt Du die Priester fragen."

„Die Priester? Sie sind nur Betrüger. Sie deuten Träume nach ihrem Vortheile."

„So ist's gesprochen, wie wenn Flavia gesprochen hätte!"

„Wer ist Flavia?“ fuhr sie hastig dazwischen.

„Laß das, eine Römerin“, sagte Iccius gleichgiltig und meißelte mit erkünstelter Vorsicht an den Falten des Gewandes weiter.

„Ich laß es nicht!“ rief sie, wie in bangem Vorgefühle. „Wo ist Flavia?“ . . .

Das fühlte sie, es war wie Haß gegen ihn, wie aufkeimende Feindschaft, weil er schwieg.

„Wie schön er ist“, dachte sie. „Wie kann dieses lockige Haupt nach Trug sinnen, diese braunen Augen, wie können sie innig blicken, wenn das Herz falsch ist? Dieses Ebenmaß der Glieder!“ Sie wußte es, daß er ein Freigelass'ner gewesen, als er sie aus dem Hause führte, und dennoch war sie, eines römischen Einnehmers Tochter, mitgezogen freudigen Herzens, von Liebe bewegt. Herabgestiegen war sie zu dem ehemaligen Sclaven des Placidius, und nun, kaum war des Ehebundes erste Rosenzeit dahin, verachtete er das „Barbarenkind“? — Er antwortete nicht. Das Blut schoß ihr in aufwallendem Zorne in die Wangen.

Sie trat dicht vor Iccius hin; mit der einen Hand griff sie nach dem Meißel, mit der anderen faßte sie blitzschnell den Hammer und schleuderte den einen rechts, den anderen links im Bogen auf das Geröll; dann umklammerte sie mit ihren Armen den Geliebten und schaute ihm so flehend in die Augen,

daß er die Fassung verlor und, ihrer Bewegung folgend, dem Walde zuschritt. —

Der Mond war so hoch gestiegen, daß er die Ebene in eine Fluth fahlen Lichtes tauchte; undeutlich waren selbst noch die Umrisse des römischen Castells zu erkennen. — Im Flusse glitzerten die Wellen; wie eine lange, aus Silberfäden gebildete Säule zitterte der milde Strahl im feuchten Elemente; Luna spiegelte sich in allen Tümpeln der breiten Wiesenflächen und verwandelte die Wolken in dunkle Geschmeide in goldener Fassung.

Lyce stützte ihr Haupt auf seine Brust und drückte ihn nieder auf denselben Stamm, auf dem sie zuvor gesessen war. Stumm blickten Beide hinaus. Sie errieth seine Gedanken.

„Rede von ihr“, hauchte sie.

„Flavia!“ dachte er. „Erinnerung aus früher Zeit! Unreif war ich noch, aber reif genug, bei einer Jungfrau Anblick des Herzens Schläge stärker zu fühlen. Wie ein Zittern kam es über mich, wenn ich Flavia erblickte.“

„Und, vor mir hättest Du Keine geliebt! so sprachst Du noch vor drei Monaten, als ich Dir folgte.“

„Wärest Du mir sonst gefolgt, hier in der Wildniß meine Genossin zu sein? Du willst von Flavia wissen? So höre!“

„Ja! Doch, betrügst Du nicht, wie ein Augur?“

„Nein! D'rum erzähle ich Alles: Amphoren giebt es in Italien mit besserem Weine, als hier; kunstvoller gefügt sind die Gefäße; so haben auch die Frauen dort klügeren Sinn, doch weichlich sind sie. Ich aber liebe unverfälschten Wein, sei er auch sauer, wie gesunde Sitte. Verstehst Du mich, Lyce?“

„Und Flavia war eine Römerin! O, ich verstehe! Ich folge Dir nicht; fahre Du allein zu der ‚Süßen‘!“

„Flavia war nicht weichlich. Sie stammte aus Augusta. In den Thälern der Alpen, die gegen Italien ziehen, sind sie schon römisch und doch kernig; schwarzäugig und dunkelhaarig und unverdorben . . .“

„Und sie war schöner, als dein Barbarenkind?“ seufzte sie und erhob sich.

Kaum waren sie einige Schritte gegangen, so stieß Lyce einen Schrei aus und deutete auf die Ebene. In der Ferne erhob sich eine grelle Röthe. Hinter den Wällen der Citadelle wirbelten Feuersäulen empor. Die Umgebung der Stadt war erhellt. —

„Siehst Du“, rief Iccius lachend, „jetzt hätte ich doppeltes Licht zum Meißeln; ein Fingerzeig der Musen ist's! Laß mich hinauf!“

Nun schlug es wie fernes Geschrei an das Ohr. . . . Gestalten näherten sich auf der mondhellen Fläche. Es waren Reiter auf flüchtigen Rossen.

„Mein Traum!“ schrie Lyce, „mein Traum ist wahr!“

„Verkehrt zu deuten: sie kommen vom Norden! Das ist keine Vorbedeutung in Deinem Traume gewesen.“

„Aus jenen Hütten brechen die Flammen empor!“ rief sie angstvoll; „hat der alte Fischer nicht wahr gesprochen?“

„Sie nahen! Doch, keine Furcht, Lyce, hier sind wir sicher. In diese Höhen wagt sich Keiner.“

Aber sie fürchtete sie! Sie wußte, diese Krieger achten keines Weibes Ehre; sie wußte, Asiaten sind auf Weiberraub bedacht, ihr Nahen sei der Tod!

„So folge mir zur Höhle; ich verberge Dich!“ sagte er zärtlich.

Sie stiegen wieder aufwärts. Als sie bei der Werkstätte anlangten, hob er Meißel und Hammer vom Boden auf und legte sie kreuzweise über die Brust des Bildes. Dann schob er Lyce in die Höhle und wendete sich, wie zum Kampfe bereit.

Eine dunkle Gestalt stand unbeweglich vor dem Steinbruche; ihr zu Füßen lag eine Rolle aus Kleidungsstücken, vollgepackt; sie erkannten einen der Arbeiter des Steinbruches.

„Du bist es, Musenus?“

„Ja, ich wußte, Ihr meißelt. Ich wollte Lyce warnen; die Hütte war leer. — So raffte ich zu-

sammen, was ich fand, schlug es ein in diesen Mantel. Wählet, was Ihr mit Euch tragen wollet. Die Nacht ist lau; zum Schlafe bedarf es keiner Decke. — Auf dem Karren sollte Lyce sitzen, doch die Wege zur Flucht sind schmal."

„Und mein Grabstein?" fragte Iccius zögernd.

„Was nützt er? Du vollendest ihn doch nicht. Sie nahen!"

Von unten hörte man wilde Rufe. Schon hatten die Feinde den Wald am Fuße der Marmorwände erreicht. — Wohl vermutheten sie Goldschätze in den Höhlen des Berges?

Musenus drängte: „Eine Hütte steckt die andere an; wie Flammen das Dach ergreifen, so erfaßt die geängstigten Bewohner die Furcht. Sie werden zu Verräthern, um sich zu retten. Glaubet mir, sie wollen lieber Euch opfern, als im Sumpfe verkommen! Eilen wir! Dort flammt schon des Placidius Villa auf!" — —

Der Bildhauer blickte entsetzt hinüber: „Wozu hat Rom nach Noricum die Künste getragen, wenn jede Gothenhorde sie zerstören kann? Und Flavia? ..."

Der Arbeiter hatte Lyce's Hand schon ergriffen und zog sie jetzt über das Geröll dem Waldthale zu, aus dessen Tiefe ein wilder Bergbach hervorschäumte. „Nur mir gefolgt, Schritt für Schritt! Ich zeige Euch unbekannte Pfade." —

Iccius faßte die Deichsel des Karrens.

„Fliehet!“ rief eine Stimme von unten. „Die wilden Schaaren sind eingebrochen. Die Tempel sind zerstört. Alle flohen, die nicht krank sind. Fliehet! Sie kommen!“ —

„Iccius!“ flehte Lyce; aber noch immer stand er dort. Er antwortete nicht; ihm war, als ob die Verbindung der Geister zerstört würde, wenn er sein Werk, das Bild des Todten, den Barbaren hinwürfe, die es nur verachten würden. Er steckte Meißel und Hammer in den Gürtel und hob mit übermenschlicher Kraft den Grabstein empor; schwer schlug die Marmorplatte auf den Karren, den er zu ziehen versuchte. Aber je mehr er vorwärts drängte, desto tiefer schnitten die tellerförmigen, voll aus dem Eichenstamme geschnittenen, speichenlosen Räder in den Boden ein.

„Iccius! wohin willst Du?“

„Zur Villa!“

„Mit diesem schweren Karren?“ fragte der Fischer ungläubig.

„Sein Bildniß ist darauf!“

„Der Weg, den wir gehen, läßt den Karren nicht zu; es ist ein Ziegenpfad.“

„Gehet! Ich liebe die Straße.“

„Lyce, Ihr seid verloren!“ warnte Musenus.

Das junge Weib riß sich los und eilte zu ihrem Gatten. „Eile Du“, rief sie dem Fischer hinüber; „wir bleiben! Ich bleibe bei Iccius!“

„Siehst Du die Dachbalken in Gluth? Sie brennen!“ rief sie und deutete gegen West. „Es ist zu spät!“

„Seine Leiche und die Flavia's!“ dachte er.

„Flavia!“ Der Name, kaum hörbar, entging Lyce nicht.

„Flavia? Dort, dort ist sie?!“ brauste sie auf und Alles wurde ihr plötzlich klar. Wie Schuppen fiel es von ihren Augen: um Flavia zu gewinnen, war Alles geschehen!

„Ja“, fuhr sie bebend fort, „ich folge Dir, nur um Flavia zu sehen, sie zu tödten! Ich will Deine Heimat nicht schauen. Dorthin will ich! Zu ihr — sie oder ich!“

Willenlos ließ sie sich leiten.

„Ihr Narren!“ höhnte der Fischer, dem der Steinarbeiter folgte: „wenn sie sterben wollen von der Hand der wilden Bestien; ich zieh' es vor, zu fliehen!“

„Laß sie in ihr Verderben rennen!“

Jenseits des Felsvorsprunges verschwanden sie.

„Flavia!“ stöhnte Iccius. „Sie stirbt dort. Er starb; sie folgt ihm!“ —

„Flavia?!“ rief sie nochmals, heftig ausschreitend.

„Sie ist seine Gattin! Sie wird nicht fliehen von der Leiche! Ich kenne ihren Muth.“

„Du Schmachvoller! Du hast mich belogen. Zu

ihr bist Du heimlich gewandert. Sie war die Patrona Deines Herzens! Und mich hast Du gelockt, gewählt, um ihr zu dienen! Nur Eitelsinn ist's, daß Du den Stein vollenden willst; darüber schließest Du den Bund mit ihr, und ich kann mitgehen, wie ein treues Thier an Deiner Seite! Ich folge Dir, ich helfe Dir!“

Sie faßten Beide die Deichsel und zogen den Karren mühsam durch das Geröll, etwa eine Stunde lang, dann strauchelte Iccius. Kalter Schweiß stand ihm auf der Stirn. Seine Kraft, von der Arbeit ermattet, war zu Ende. Er fiel zu Boden.

„Welch' ein Kunstwerk, von Barbaren zerstampft! Welch' ein herrliches Weib, von Barbaren geraubt!“

Er wollte nochmals versuchen, sich zu erheben, den Stein zu ziehen. Es war unmöglich. Hier, nahe der Legionsstraße, gab es kein Verweilen.

Schweigend stützte ihn Lyce und schritt, die Stirne finster runzelnd, neben ihm her.

Der Pfad, den sie jetzt wählten, führte auf dem Hügelkamme im Walde bis zur Villa. — Als sie zur Legionsstraße gekommen waren, standen nur mehr die kahlen Mauern. Galoppirende Pferde jagten unter ihren Reitern der Stadt zu. — Hinter einer Felswand, vom Feinde unbemerkt, sahen sie einen Wagen verborgen, dessen Lenker nun vorsichtig aus dem Verstecke herauslugte, ehe er die Rosse antrieb.

Iccius beschleunigte seine Schritte, dem Wagen zuvorzukommen.

Der Wagenlenker hielt. Eine Leiche, es war die des Placidius, lag festgebunden; eine junge Frau kniete zitternd neben dem Todten und blickte scheu auf des Künstlers Weib.

Flavia's Schönheit entfesselte die ganze unterdrückte Wuth Lyce's: dieses bleiche Antlitz, umschlossen von Rabenflechten, diese anmuthige, biegsame Gestalt! Eine Psyche war sie mit ihren großen Kinderaugen.

Iccius sprang hin. Flavia klammerte sich an seinen Arm wie an den eines rechtmäßigen Schützers. Mit drohender Geberde stürmte Lyce auf Flavia ein: „Du hast ihn genommen?"

„Komm'", rief ihr Flavia zu; „rette Dich mit uns! Reiche mir die Hand. Hier ist Platz. Noch ist es Zeit, Freundin!"

„Lieber sterben! Lieber des Feindes Weib, als meiner Nebenbuhlerin Freundin!"

Der Rosselenker hieb mit der Geißel ein.

„Halte!" befahl der Künstler. „Hier bleibe ich. Leb' wohl, Flavia!"

Er sprang vom Wagen, welchen die Pferde in rasendem Laufe gegen ad Nonas zogen. Traurig wendete Flavia, sich anklammernd, das Haupt dem verlorenen Freunde zu.

Da standen sie; wie ein Strahl von Sonnen-

licht kam es über Lyce's Antlitz: er war wiedergewonnen.

„Bei mir!" jubelte sie, und ein Strom von Thränen brach hervor.

Iccius faßte sein treues Weib an der Hand: „Ja, bei Dir will ich bleiben, ehe Du für mich in den Tod giengest!"

Schaurig leuchtete das Flammenmeer von Juvavia herüber. — Was kümmerte sie die Zerstörung? In ihnen war Alles herrlicher wieder aufgebaut, denn je; der Feind ihrer Liebe war geflohen und tief eingemeißelt in ihre Seelen war der Glaube an die Wahrheit. Langsam wanderten sie ihrer Hütte zu: der Barbarin Treue hatte gesiegt!

Er stieg zum Steinbruche; beglückt folgte sie ihm. . . . Wieder tönten die Hammerschläge im Echo von der Wand zurück; jetzt waren sie ihrem Ohre Musik. — Stumm saß sie, mit dem Schlafe kämpfend, neben ihm. Es war ja Alles wieder gut! Er folgte ihr, er verließ Flavia für Lyce's Liebe!

Noch drei kunstgerechte Schläge machte er, als die Dämmerung nahte: „Nun laß uns ruhen."

Kein Feindlicher hatte sich blicken lassen.

Sie stiegen zur Hütte. — — —

Die Sonne stand hoch, als sie erwachten.

„In Friedenszeit lege ich den Stein dorthin, wo die Villa stand", sagte er feierlich.

„So gehen wir!“

Sie waren nicht weit gekommen, als es lebendig wurde zwischen den Stämmen. Wie Raubthiere eilten die Feinde, zwanzig an der Zahl, dem Marmorbruche zu. Laut schreiend verlangten sie, Iccius solle ihnen Gold zeigen.

„Gold! — oder ich tödte Dich!“ forderte mit wilden Gesten einer der Heruler.

„Ich bin ein Bildhauer. Wie soll ich Gold suchen?“

„Lügner! Was suchet Ihr Anderes im Berge? Wo sind die Schätze aus jenem Hause? Du hast sie verborgen!“

„Suchet!“ . . . Er deutete auf die Höhle. —

„Bindet sie!“ brüllte der Anführer.

Die Krieger thaten, was ihnen befohlen ward.

Der Künstler und sein Weib standen gefesselt da. Sie blickten einander an, als wollten sie sagen: Uns haben die Feinde gebunden und verbunden!

Nur ein tiefer Seufzer entrang sich der Brust des Künstlers: „O Roma! werde ich Dich wiedersehen?“ klagte er.

„Ein Römer bist Du?“ fragte der finstere Anführer der Heruler hastig. — „Du wirst Italien wiedersehen, wenn Du den Weg uns zeigst. Dorthin ziehen wir, Freunde der Gothen. Wehe Dir, wenn Du uns irre führst!“

Er wies mit dem Schwerte gegen Süden.

„So erblickst Du doch Italien, Lyce! rief Iccius erfreut.

„So will ich es sehen, in Glück und Leide, gebunden mit Dir!“

Sie schauten hinunter gegen Juvavia. Breit lagerte eine dunkle Rauchwolke über den Trümmern der verlorenen Stadt. Von Zeit zu Zeit noch züngelten aufhüpfende Flammen aus den Ruinen. Wie eine graue Decke lag der Qualm über den Hügelkronen. In der Fläche zwischen den Flüssen sah man die Reiterschaaren sich zu großen Haufen sammeln.

Als die Gefangenen mit ihren Wächtern zur Legionsstraße abwärtsstiegen, kamen sie dort vorbei, wo Iccius sein Meisterwerk verlassen hatte. Er legte traurig die Rechte vor die Augen, und fest klammerte sich Lyce an den Geliebten, damit sein Blick nicht nochmals auf ihres Liebesleides Sinnbild falle.

Einer der Heruler-Krieger bemerkte den Grabstein. Er betrachtete in gebückter Stellung, seinen Ellbogen auf das Knie stützend, die frisch gemeißelte Platte. Sie schien ihn zu fesseln; aber plötzlich, wie von einem Dämon ergriffen, stieß er dieselbe verächtlich mit dem Fuße auf das Geröll, daß sie zersprang.

Ein dankbarer Blick Lyce's traf den Krieger; doch weder dieser, noch Iccius oder die Uebrigen hatten ihn bemerkt.

— — — — — — — — — — — — — —

Der wüste Lärm war verschwunden.

Verlassen ruhte das Bild des Patronus unter den Felsen, aus denen es gemeißelt. Keine Inschrift besagte, Wer es geschaffen, für Wen es erdacht worden.

Jahrhunderte sind darübergezogen; sie nagten an den Linien des Kopfes, sie verwischten die Togafalten, sie bröckelten ihren Schutt über das Einst, das Vergessene.

Nur ahnen können wir, wie Menschen längst entschwundener Zeiten fühlten, sprachen und handelten; doch das wissen wir, daß sie lebten und liebten, daß Freundschaft und Feindschaft sie beherrschten. — —

Wenn Steine reden könnten: vielleicht würde der verwitterte Grabstein aus dem Marmorbruche bei Salzburg erzählen, was ich von ihm erdachte!

Anmerkungen

zur Erzählung: „Das Bild des Patronus".

Der Römerbruch (der oberste der Untersbergbrüche), jetzt malerisch überwuchert, liegt an der kleinen Straße von Fürstenbrunn nach Großgmain bei dem Gasthause an der Grenze.

* * *

Im Februar 1890 fuhr ich, um Versteinerungen zu sammeln, zu den Marmorbrüchen. In eisiger Starre lag die Landschaft vor mir. Eiszapfen hiengen von den Felswänden. Ich betrat, im großen Bruche angelangt, eine kleine Hütte, welche den Arbeitern als Trinkbude dient. Von oben hörte ich lautes Hämmern.

„He! Niemand da?" . . .

Ein Mann zeigte sich im Dunkel des Raumes.

„Keine Versteinerungen von Muscheln, Schnecken hier?"

„Nichts", sagte der Mann, den ich als Werkführer erkannte; „Thiere nicht, aber einen ‚versteinerten Menschen' zeige ich Ihnen, wenn Sie wollen."

Ich lachte und ließ ihn vorangehen. — Hinter einem Neugebäude oberhalb des kurz zuvor fertiggestellten Seilaufzuges war frischer Schutt aufgehäuft. Der Mann schob mit dem Fuße an verschiedenen Stellen den Schnee weg, bis eine röthlichgraue, stark verwitterte Marmorplatte zum Vorschein kam, darauf, halb zubehauen, eine undeutliche Figur:

„Da ist der versteinerte Mensch!" sagte er.

Ich eilte zurück und erzählte in der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde von dem Grabsteine. Dr. Prinzinger (der Jüngere) besuchte den Bruch und bestätigte die römische Arbeit. Dr. Prinzinger Vater berichtete darüber in der Gesellschaft; es war ein Stein, von Prof. Richter beschrieben, aber wieder vergessen, wohl aus dem Schutte neu ausgegraben. —



Aus dem Bruche stammte er. — Er befindet sich jetzt in der Antikenhalle des Museum Carolino-Augusteum.

Als ich dem mir befreundeten Schulrathe Dr. A. Bekk von dem Funde erzählte, sagte er: „Dort muß eine Römerwerkstätte gewesen sein; aber der Bruch, aus dem Juvavia gebaut wurde, befand sich höher oben. Ein verlockendes Thema für eine Novelle!“ —

* * *

Im Herbste des Jahres 1890 fand man im Hofe eines Hauses der Gemeinde, des ehemaligen „Imhof-Hauses“ auf

dem Mozartplatze doppelten Mosaikboden (der untere zeigte das Mühlrad-Motiv), ferner bemalte Mauern und eine breite Marmortreppe. — Diese Funde schließen sich unmittelbar an die, bei der Fundamentirung des Mozartmonumentes gemachten an. — Diese und andere Funde, besonders die Triclinium-Mosaiken, sämmtlich im Museum zu Salzburg, gehören zu dem Reizendsten, was wir aus der Römerzeit besitzen. (Triclinium = Speisesaal.)

* * *

Das „Minotaurus-Mosaik" kam von den Loigerfeldern beim Walserberge unter Kaiser Franz (im Jahre 1818) nach Laxenburg (Mariannen-Insel) und wurde 1890 von dort in das kaiserl. kunsthistorische Hof-Museum als Mittelstück des Antikensaales gebracht. (Modell der Ausgrabungen im Museum zu Salzburg.)

* * *

Der Güte des Herrn Directors kais. Rath Dr. Al. Petter verdanke ich die Photographie des auf Seite 35 abgebildeten Steines.

Der Bergputzer.

(Aus den Papieren eines Arztes.)

Von

Paul Devisoff.

«Media in vita in morte sumus.»
(„Antiphon“ des Notker Balbulus.)

I.

Ich war noch auf der Universität zu Wien, aber das Jahr 1832 sollte mich mit dem Doctorhute schmücken. Um mich für die Anstrengungen des Winters vorzubereiten, verbrachte ich die Ferien des Sommers 1831 in Oberösterreich. Wie es schon geht, hält man sich selten an die auf der Landkarte im Voraus gezogenen Grenzen, auch nicht an die Lücken in den Fächern der Brieftasche; der Reiz des Reisens liegt in der Befreiung von alltäglichen Banden und, selbst wenn der Leib mit Entbehrungen kämpft, wird doch der Geist durch das Wandern erfrischt. —

Schwere Entschlüsse waren es nicht, welche mich, der ich schon in Lambach auf die Salzburg-Linzer-Post wartete, plötzlich gegen Westen führten. Eine Laune will ich es nennen, angeflogen wie ein bunter Vogel, den man wegen seines Gefieders besitzen möchte.

Ich war leicht im Körper geworden und mein Wille hatte an Energie gewonnen, seit ich die Hauptstadt zu Fuß verlassen; kurz, ich saß im Postwagen Linz-Salzburg und wußte kaum, wie. Nicht einmal die Vorsicht hatte ich gebraucht, meine Dukaten zu zählen. Wehe mir! Ich hätte arge Enttäuschungen erlebt. Ich vertraute mich kühn dem raschesten Vehikel jener Zeit an, dem Eilwagen, welcher mich denn auch in der unglaublich kurzen Zeit von zwölf Stunden an's Ziel brachte.

Ich kam zum ersten Male nach Salzburg. Man hatte mir von der Lage „Deutsch-Roms" erzählt, seine Denkmäler gepriesen; doch was ist die Kunde neben dem Eindruck? Ein Pack vergilbter Noten neben dem schmetternden Donner eines Orchesters! — Kaum waren nächst Frankenmarkt die ehrwürdigen Berghäupter im Süden aufgetaucht, vom Schafberge an bis zum Tennengebirge, vom Göhl und Watzmann bis zu den Traunsteiner Bergen, da erfaßte mich unwiderstehliche Sehnsucht, irgend eine der umgebenden Höhen zu erklettern, um das herrliche Schauspiel voll und ganz in mich aufzunehmen. — Nicht der Gaisberg sollte mir so schnell das Gewünschte bieten, nicht der Kapuzinerberg. — Kaum angekommen auf dem holprigen Pflaster des Posthofes, sprang ich heraus, riß meine Wandertasche vom Dache, grüßte die Mitfahrenden, gab dem Schaffner ein kleines Trinkgeld

und eilte geradenwegs auf die Brücke zu (damals noch die einzige Verbindung der beiden Stadtheile rechts und links der Salzach) — und, nachdem ich mir das Stadtbild tief eingeprägt, stieg ich, ohne Rücksicht auf meine Lungen, getrieben von Wißbegierde, an der östlichen Flanke des langgestreckten Hügels empor, welcher, wie eine Terrasse mitten in die Stadt geschoben, den besten Ueberblick gewährt. —

Nonnberg und Mönchsberg heißen die beiden Erhebungen, an deren Verbindungsstelle die Festungs-Vorwerke eingebettet sind. Ich betrat zuerst den letzteren. Athemlos oben angekommen, blickte ich erst schaudernd in die schwindelerregende Tiefe bei dem Neuthore und schritt sodann langsam der Festung zu, um mir am Fuße derselben einen geeigneten Standpunkt für die Betrachtung des Gebirgspanoramas zu wählen. Gewaltig thürmten sich die Steinmassen vor mir auf. Nicht blos die Gegend entzückte mich, auch das Gefüge der Felsen regte mein Interesse an. Ich trieb naturwissenschaftliche Studien; besonders die geognostischen Fortschritte hatten stets meine Aufmerksamkeit erregt und ich hörte sogar, obwohl Mediziner, ein außerordentliches Colleg über das Fach.

Allerlei altes Gemäuer mit Thürmen, umwuchert von Büschen und durchzogen von Schlinggewächsen, gab den abwechslungsreichen Vordergrund zu den herrlichen Bildern. Aus dem Walde heraus-

tretend, sah ich ein Schlößchen, aufgebaut auf den Resten des Bollwerkes, welches wie ein Plänkler der Befestigungen Hohensalzburgs an den Felsrand hinausgeschoben war. Von dort aus erblickte ich in alterthümlichem Rahmen die breite, finstere Stirn des „Göhl“, die Nadelspitze des „Schönfeldes“ über der Bucht des „Königsees“, den von seinen Sagen träumenden Untersberg, ruhend gleich einem riesigen Löwen, dessen Haupt aufblickt gegen Ost und dessen Lenden auf bairischem Boden gefesselt sind; ich sah die kühne Pyramide des Stauffen und den breiten Fjord des Salachthales; endlich, auf der anderen Seite, zeigte sich die Stadt, zwischen Waldhügel eingebettet, durchzogen von der ungestümen Salzach, auf welcher eben einige Holzschiffe, von der Strömung getragen, dem Inn und Danubius zustrebten. . . .

Auf den hellen Nachmittag folgte ein prächtiger Abend. Gegen die bairische Ebene hin färbte sich der Himmel und die Farbenspiegelung über dem von hier unsichtbaren Chiemsee tauchte die ganze Landschaft in ein rosiges Bad, wahrhaftig: wer Solches gesehen, braucht nicht weiter zu suchen nach den Wundern der Natur!

Am Rande stehend, blickte ich in die Tiefe; welches Gefühl müßte es sein, dachte ich, hinunterzuschweben mit ausgebreiteten Flügeln, weg über die Thürme, die Dächer, zur Heimat, und jubelnd die Ge-

fühle mitzutheilen, welche man eben frisch empfunden. Wie verzaubert schritt ich weiter, vertieft in meine Phantasien, als plötzlich ein Schrei, nahe neben dem Wege, mich aufschreckte. —

Mir war, als hätte ich diesen Ruf schon zuvor, jedoch schwächer vernommen. Dichtes Gebüsch trennte mich noch von der Stelle. Ich bog die Zweige auseinander und, siehe da, drei Männer saßen auf dem Grasboden. Sie hatten die Enden von starken Hanfseilen an fest in den Boden eingerammte Pflöcke geworfen; jeder von ihnen hielt das Querholz einer Kurbel, um welche das Seil lief, in der Rechten. Die Stricke reichten über den Felsrand hinaus und verschwanden in der Tiefe. — Was mochten die Leute heraufziehen? Einer war an einen Baum gelehnt, beugte sich weit vor und rief herüber: „Halt, Hauser!" — „Brandauer, nach!" . . . Von unten ertönte jetzt der Ruf viel heller: „Brandauer, halt!" — „Reiter, zieh' an!"

. . . Mein erster Gedanke war: „Ein Mensch in Gefahr?!" Aber die ruhigen Mienen der Männer belehrten mich, daß es sich hier um eine regelrechte Arbeit handle. Die kleinen Holzgerüste waren sicher befestigt; sorgfältig walteten die auf dem Boden Sitzenden ihres Amtes.

Als die Leute meine ängstlichen Mienen bemerkten, konnten sie sich eines Lächelns nicht erwehren.

Der am Rande, ein breitschulteriger Riese, wendete den Kopf mir zu und deutete erklärend in die Tiefe:

„Da drunt' hängens', d'Bergputzer, und mir haltens'.“ . . . „Lind! Lind!“ mahnte er einen jungen Burschen, welcher den verantwortlichen Posten wohl zum ersten Male inne hatte und vielleicht zu rasch drehte.

Jetzt gellte von unten der Schrei: „Brandauer, ziach an!“

Der Angerufene, es war der Nachbar des Burschen, wollte offenbar eine Probe seiner Kunst ablegen und zugleich dem Jungen ein Beispiel geben; er drehte mit ausgesuchter Vorsicht; hieng doch an jedem der Stricke ein Menschenleben.

„Laß na, Peter!“ — Es war eine andere Stimme; die Wirkung kam unmittelbar:

Der Angerufene drehte im entgegengesetzten Sinne; langsam schob sich das Seil abwärts.

Ein merkwürdiger Eindruck! Hier drei Menschen, welche das Leben ihrer Kameraden in ihren Händen haben. Wie leicht konnte das beste Seil an der scharfen Felskante durchgerieben werden! Welche Verantwortung! Welche Gefahr!

Ich dachte an des Notker Balbulus von St. Gallen Meditation über die Vergänglichkeit des Lebens, welcher sein herrliches „Antiphon“: «Media in vita» entstammte, erdacht bei dem Anblicke der über dem Ab-

grunde schwebenden Arbeiter an der Goldachbrücke, und sprach die herrlichen Worte nach: «Media in vita in morte sumus, quem quaerimus adjutorem nisi te Domine, qui pro peccatis nostris juste irasceris; sancte Deus, sancte fortis, sancte et misericors, salvatus amarae mortis ne tradas nos!» . . . Ich fühlte in mir den Drang, über die Lage dieser Leute zu philosophiren; aber, wie konnte ich es besser, als der weise Notker; sein «Media in vita» drückte Alles aus, was ich empfand!

Ich trat an einer anderen Stelle wieder an den Felsrand; ein Vorsprung deckte mir die Schwebenden und das Vorbeugen vermied ich; ich konnte nicht wissen, ob der Fels an dieser Stelle sicher sei? — Unten in der Gasse giengen Leute, welche gewiß die hängenden Männer erblicken mußten; Keiner sah auf zu ihnen; höchstens wich Einer oder der Andere dem Warnungszeichen auf dem Bürgersteige der Bergseite aus, um vor dem Steinfalle sicher zu sein. Ich hörte den Schutt rieseln und die Stücke aufschlagen. Wer dachte an Gefahr da unten? Vielleicht selbst die an den Seilen Hängenden nicht?

Als ich wieder vorüberkam, wo die Drei saßen, da rief der Breitschulterige: „Ja, Herr, das is a g'fährlich's G'schäft. Treibt's nur der, der muaß. Dö Stoanwändt san kritisch!"

Also d o c h, der Stärkste von ihnen gab es zu?

Mir schien es, als seien diese Arbeiter die Parias ihrer Kaste, so ärmlich sahen sie aus!

„So kühne Leute", entgegnete ich, „müßten in großem Ansehen stehen bei ihren Genossen."

Der Mann verstand mich nur halb, aber bei dem Worte „kühn" hielt er sich nicht: „Dös g'wöhnt ma!" rief er lachend, indem er eines der Seile um den Holzpflock schlang. „So, jetzt häng' a Bißl", setzte er hinzu, als spräche er zu dem in der Tiefe, „wann's Feierabend is, laß i' nach."

„Und wenn das Seil reißt indessen?"

Die Anderen lachten über meine ängstliche Miene.

„Nachher schlagt ma 's Dach durch. Bei an Selchermeister hat's Einer amol durchg'schlag'n. Der Protz hat'n Ersatz begehrt, und 'pfänd't hat er den Mann. Und dersölbige Putzer war der Erste am Dach, wia's bei'n Selcher brennt hat!"

Diese Leute schienen allerdings gewöhnt an ihr Tagewerk.

Ich grüßte; Einer kam her und reichte mir die Hand: „Sö san a Guata; wann Sö über d'Bruck'n geh'n, da siacht ma's ganz schön hängen alle Drei."

— — — — — — — — — — — — — —

Ich setzte meinen Weg fort, betrachtete die gewaltigen Quadermauern, welche im dreißigjährigen Kriege zum Schutze des Erzbisthumes aufgeführt worden waren, gedachte der Waldabhänge bei der

Wartburg, an welche mich die Ostseite des Festungsberges erinnerte und schritt dann durch den unteren Sperrbogen. Neben dem Hause Michael Haydn's bog ich in eine schmale Gasse, welche mich zum Domplatze führte. Neugierig betrachtete ich die schönen metallenen Wasserspeier an den Dombögen, dann die prächtige Façade, das Wappen, auf welchem der Steinbock des Marx Sittich und der Löwe von Salzburg einander in den Armen liegen; gedämpft drangen Orgeltöne aus der Kirche und mischten sich mit dem Rauschen der Fontaine des Capitelplatzes und, hoch aufgebaut, überragte die stolze Bischofsburg, diese mittelalterliche Mauerkrone, eine kleine Stadt für sich: ein Bild, fürwahr, malerischer kaum zu denken und voll ehrwürdiger Pracht! . . . Wie ich so versunken in jenen Anblick dastand, hatte ich meine melancholischen Gedanken vergessen; «media in vita» fühlte ich mich; Todesahnungen waren geschwunden.

Da schreckte mich, wie zuvor, der schrille Mißton in der Harmonie der Töne, der gedehnte Ruf der Bergputzer auf: „Brandauer, laß naa!!"

Als ich aufblickte, sah ich, kaum dreihundert Schritte von mir, hinter dem Friedhofe von St. Peter drei Gestalten auf dem dunklen Felsgemäuer. — Auf Holzstöcken reitend, schwebten sie thurmhoch über dem Dache des Kirchleins. Unwiderstehlich zog es mich hin, so widerlich es mir von jeher war, Menschen

in lebensgefährlicher Lage zu erblicken. Ich hatte die Oberen gesehen, ich mußte wohl zur Ergänzung des Eindruckes wissen, welcher Art die Dreisten waren, welche von der Geschicklichkeit ihrer Kameraden abhiengen und die Wände absuchten nach losem Gestein.

Durch ein niederes Thor gelangte ich auf den Petersfriedhof; trotz der Dunkelheit sah ich, daß es keine würdigere Stätte der Todten geben könne: ein Gemälde, um das man nur den Rahmen zu legen braucht, ein Fleck Erde, welcher sich für ewige Zeiten dem Gedächtnisse einprägt; angelehnt an die Felswand der Gräbergang, darüber die Märtyrerkapelle, wie ein Schwalbennest, gegenüber das Kirchlein mit der ehrwürdigen Jahreszahl 1491, ein Jahr vor Columbus' kühner Meeresfahrt, ein Jahr vor dem Siege des Kreuzes über die Beherrscher der Alhambra erbaut! — Neben dem Grabgange ruhte, fest an die Felsen geschmiegt, die Todtenkammer und gerade über ihr schwebte einer der Angeseilten. . . . Sorgfältig über seine Achsel abwärts blickend, gelangte er, als der erste, auf festen Boden; die beiden andern Rufer in den Lüften arbeiteten noch, die Füße festgestemmt, zurückgebeugt, die Pendelbewegung mit dem Hammerstiele verhindernd. . . .

„Laß na!" Ein Ruck abwärts.

„Laß na!" Drüben ein Stück tiefer. —

Leitern lehnten schon da. Allmälig kamen auch



die Zwei auf das Dach. Sie banden sich gegenseitig los.

Jetzt sanken die Stricke; die Gürtel fielen und wurden nach einem kräftigen: „Ziach a!" hinaufgeholt. Das Tagewerk war beendet, die Untersuchung des bröckligen Conglomerates an dieser Stelle genügte; einige lose Stücke prasselten, von den Querhölzern herausgestoßen, den Arbeitern nach und flogen dann zwischen die blumengeschmückten Grabhügel.

In einem Friedhofe stiegen die, welche in Todesgefahr die Gefahr von Anderen abwendeten, auf die rettende Erde! Welch' seltsames, bedeutungsvolles Bild! «Media in vita in morte sumus!» . . .

Feierabend! Alle Drei waren bleich und ihre Füße und Arme zitterten von der Anstrengung, welche diese unnatürliche Stellung verursachte. Tiefes Mitleid erfaßte mich. Ich wollte mich nähern, aber sie gaben mißmuthige Antworten, betrübt, wie jene Phänomene, die herrlichen Bernhardinerhunde, welche erst Wunder des Heldenmuthes als Menschenretter thun und dann, in der Ruhezeit, bissig und mürrisch, ihre kurze Rast allein genießen wollen. Ich drückte Jedem eine kleine Gabe in die Hand. Zwei dankten; Einer sagte: „'gelt's Gott!", der Andere: „Gute Nacht!", der Dritte folgte nicht den Kameraden zum Klosterkeller, an welchen die Todtenkammer angebaut ist, sondern setzte sich schwer ermüdet nieder und schob

meine dargebotene Hand sanft zurück, als wollte er sagen: „Herr, ich brauche Euer Mitleid nicht.“ Er sagte aber nur: „Herr, ich danke!“ — Er sprach nicht im Dialekte des Landes; es klang ein helles a aus seinem „Danke“, fast wie reines Deutsch.

Ich sah, daß ich hier einen Mann vor mir hatte, der vielleicht bessere Tage erlebt und sich seiner gegenwärtigen Beschäftigung schämte. — Anstatt seinen Kameraden zu folgen, bewegte er sich langsam bis zu einem Grabsteine, welcher mit einem Griechenhelme geziert war, zog aus seiner Tasche ein Stück Papier mit Brot und Käse, sein Abendmahl, und stützte das müde Haupt.

Ich blieb, bis der Todtengräber die Thore schloß; vorher kam der Arbeiter nochmals an mir vorbei, nickte und wankte mühsam der nächsten Straße zu.

II.

Ich blieb länger in Salzburg, als ich mir vorgenommen. Mich hatte der historische Charakter der Stadt, wie der südliche Typus der Gebäude vollständig gefangen genommen. Kirchen, Paläste, Mauern, Thürme, Thore und Brunnen brachten meinem Skizzenbuche eine Reihe köstlicher Beiträge. — Die Schmiede- und Schlosserarbeiten, deren sie in Wien wohl einige

haben, sind in Salzburg noch reicher vertreten, besonders auf dem Brunnen des heiligen Florian, in der St. Sebastianskirche, an der Residenz und in den Aushängeschild-Trägern der Getreidegasse. — Auch die Staffage interessirte mich, so die Schiffszüge, pittoresk, allen Wünschen des Zeichners entsprechend, dann die Milchwagen, die Streifwagen, begleitet von den Hünengestalten der „Gropper", die Pinzgauerinnen mit ihrer malerischen Tracht, die Soldaten u. s. w. Nur um einige Pulsschläge langsamer bewegte sich das Ameisengetriebe in den langen Straßenschläuchen, welche zur Brücke mündeten: das lag im Volkscharakter der biederen Bajuvaren. Es gab viele stumpfsinnige Menschen, welche mit ihren schwerfälligen Gliedmaßen nicht recht umzugehen wußten, ja von denselben regiert wurden, denn wo der Fuß hintrat, dort fiel der ganze Leib nach.

Ein Gespräch mit einem klugen Bürger der Stadt führte mich auf dieses Thema; zur Erklärung sagte er Folgendes:

„Zu unserem Häuserstyle würde freilich italienische Beweglichkeit besser passen. Unter den Erzbischöfen war's auch anders; viele welsche Namen reden von jenen Zeiten. Die heutigen Grenzleute sind ein gar sonderbares Völkchen. Sie überlegen, haben natürlichen Verstand, aber Alles braucht seine Zeit, denn — wir haben Zeit. Nichts von der ner-

vösen Hast der Großstädte; in Salzburg ist Alles so bleiernschwer, sogar die Glocken schlagen träger, die Pferde schlafen im Gehen, die Menschen haben kein Temperament und die Thiere keine Rasse. Der Regen, fällt er einmal, kann nicht mehr aufhören, die Sonne ringt mühsam mit den Nebeln wie eine Sterbende mit dem letzten Seufzer, und gehen Sie in's Theater, dann berechnen Sie die Pause zwischen dem Bühnenscherz und dem Gelächter im Parterre: in Paris schlägt's ein, in Wien zündet's und bei uns brennt es erst, wenn schon eine neue Fackel aufleuchtet. Das ist der Gradmesser." —

„Sie sehen gar zu schwarz", entgegnete ich lachend.

„Ich würde schweigen", fuhr er fort, „wären sie nicht trotz ihrer Lethargie voll Dünkel und Selbstüberschätzung."

„Diese schlichten Leute?" fragte ich ungläubig, diese biederen, offenen Menschen?"

„Ja, die! Von dem Nachtwächter mit seinem Geheule: ‚Oaeulff hat's g'schlag'n!' angefangen bis zum reichsten Bürger fühlt man das: ‚Ich bin ich!' und daher auch die Unhöflichkeit. Gehen Sie in einen Laden, finden nicht, was Sie brauchen, glauben Sie, der einheimische Kaufmann hätte eine Entschuldigung zur Hand? Im Gegentheile: Sie bekommen zu hören, daß man in Paris das nicht besser finde, daß man in Wien nicht mehr Auswahl habe, und wenn Sie

sich äußern, werden Sie mit einem: ‚Wenn's Ihnen nicht recht is, so gehen S' wo anders hin' hinausgewiesen. Mir selbst, als Einheimischem, geschieht das öfter. Das urbane Wesen der Großstädter findet der Fremde bei uns nicht, und Höflichkeit ist ein seltener Schmuck. Montaigne sagt irgendwo: ‚Höflichkeit ist die nützlichste Wissenschaft und nimmt sofort, wie Schönheit und Anmuth, für sich ein.' Bei uns aber, mein Bester, finden Sie nur trockenen Verstand und abstoßende Formen. Anmuth finden Sie nur in der Landschaft." —

Ich staunte über das harte Urtheil, fühlte mich jedoch zu meinem neuen Freunde so sehr hingezogen, daß ich ihm, wie einem Verwandten, allmälig mein ganzes Ich enthüllte. Er schien Gefallen zu finden an meiner Offenheit. Seine Weltkenntniß und Erfahrung verschwanden nicht in ihrer Bedeutung für mich, als er mir mittheilte, er sei der frühere Chefarzt des Hospitales, und er werde mir Gelegenheit geben, die Einrichtungen des Institutes zu studiren.

Oft kamen wir auf unseren Spaziergängen durch das Neuthor, wanderten auf der Südseite des Mönchsberges gegen das Schloß Leopoldskron, der Stätte des Firmian'schen Edictes gegen die Protestanten. Dort gerieth mein Freund in heftigen Zorn: „Diese Geblendeten, diese Wühler im eigenen Fleische, diese Hohnsprecher allen volkswirthschaftlichen Grundsätzen!

Werfen ihren Reichthum, ihre Arbeitskräfte hin, und staunen dann über die Wirkungen des entfesselten Stromes! Die Arbeiter trugen ihre Kraft in fremde Länder, und wer blieb? Solche, welche den Druck erduldeten und die Gewissensfreiheit nicht begehrten. Wir können keinen Vergleich ziehen zwischen dem Arbeiter von heute und dem von damals: der heutige Arbeiter ist ein Fürst gegen den Arbeiter von Einst."

Eben vernahm man die gedehnten Rufe der Bergputzer; als Antwort wies ich auf sie: „Sind Jene auch Fürsten?"

„Die? Nun, unter Die gehen aber auch nur die Verstoßenen der Gesellschaft und die — Aermsten. Wer spielt mit seinem Leben, wenn er es noch für lebenswerth hält? Für ein paar Scheinkreuzer zwischen grünem Leben und grausem Tode schwanken, das ist ein Zeichen von Verkommenheit oder Verzweiflung."

Ich stimmte ihm zu und sagte leise das Antiphon des Notker vor mich hin.

„Ich kenne es", rief er, fast heftig, aus. „Erinnern Sie mich nicht an das; ich habe im eigenen Hause meine Tochter monatelang zwischen Tod und Leben gehabt. Erst kürzlich ist sie erstanden, aber wie eine Todte unter Lebenden. Doch, sehen Sie, jetzt halten Die oben Mittagsruhe."

„Ich kann mich nicht bezwingen; treten wir näher. Einer dieser Arbeiter erweckt meine Theil-

nahme. Er wies einmal meine Gabe zurück — ein seltener Zug!"

Der Arzt schien nicht geneigt, mir zu folgen; er schlug einen andern Weg ein und begab sich nach der Stadt zurück. Ich stieg empor, an dem Buschwerke mich haltend, bis zu den auf einem Vorsprunge des Grasabhanges unter den Steilwänden ruhenden Bergputzern und versuchte, mit ihnen zu sprechen.

Ihr Benehmen war abstoßend; auch der Dritte, welcher jüngst so sanft meine Gabe abgewiesen, gab keine Antwort auf meine jugendlich-verbindlichen Fragen. Er deutete stumm auf das Seil, welches neben ihm von den Felsen hieng: jetzt erst fühlte ich die Zudringlichkeit meiner Theilnahme. Während die Anderen noch sangen und Anspielungen auf ein Trinkgeld machten, welches sie diesmal vergeblich erhofften, trat der Schweigsame wiederum seinen Leidensweg über die Felsen an.

„Dös g'wöhnt ma!" vernahm ich ganz deutlich von Oben, als wie einen Spott auf mich. . . .

Bei diesen Worten zuckte der Aermste zusammen: es war ein Spott auf ihn gewesen. Das cynische Wort hatte ihn tief getroffen; ich erkannte, daß er das Stichblatt der Einheimischen, wohl ein Eindringling, ein Fremder sei. Er band sich den Gürtel wieder fest; dabei verzerrten sich seine Mienen, als ob er Schmerz empfände. — Diese Beschäftigung hatte also

sein früheres Leben nicht ausgefüllt. — Mich zog seine Erscheinung, sein ruhiger, melancholischer Blick, der Ernst, der über dem Wesen des seltsamen Mannes lag, sympathisch an; welche Leiden mochten Ursache sein, daß das Haupt dieses, am Ende der Dreißiger stehenden Mannes schon die Farbe des Alters trug? Ein kurzer Vollbart umrahmte die auffallend regelmäßigen Züge; die Gestalt, in einen langen Lodenkittel gedrängt, war fast elegant zu nennen. Neuerlich zog es mich zu ihm, ehe er das Signal zum Aufziehen gab.

„Mann! um welche Stunde macht Ihr Feierabend?“

„Um Sechse!“ tönte es von oben herab; die Kameraden hatten für ihn geantwortet. — Ein Ruck, und auch er schwebte über mir, lautlos hin und her schwankend, ein willenloser Spielball, ein menschlicher Pendel.

Ich gieng enttäuscht heim; er hatte wohl mein kindliches Mitgefühl für Neugierde genommen, vielleicht, — ich erschrack bei dem Gedanken, — vielleicht hatte er aber Ursache, seinen Namen, sein Leben zu verbergen? Ein Ausgestoßener?! Nein! Ich verwarf diese Vermuthung; ein Unglücklicher, aber kein Schlechter war's!

— — — — — — — — — — — — — —

Ich verbrachte den letzten Tag meines Aufent-

haltes zu Salzburg mit dem Arzte. Er hatte keine Erwähnung gethan, und ich hatte keine Ursache, ihm von meiner Begegnung zu sprechen. Er hätte mich im Stillen vielleicht für einen Schwärmer gehalten. Sein bedeutender Verstand war mir ein Bürge dafür, daß ich an ihm in allen Fällen einen Rathgeber finden würde. — Wir durcheilten, Alles lebhaft besprechend, die Straßen. Er besaß große Kenntnisse von der Geschichte des Landes, er geleitete mich in ein Haus, wo die Anfänge eines Museums aufgestapelt lagen: Waffen, Musikinstrumente, Möbel, Teppiche, Antiken, reiche Schätze, lehrreich und bildend, in malerischer Anordnung lebhafter wirkend, als die nach dem Systeme aufgestellten Museen Norddeutschlands. — Die Museen sind berufen, dem idealen Geiste eine Heimstätte zu gewähren; wie sollen sie in's Leben eingreifen, auf den Beschauer mächtig einwirken, wenn sie unverständlich sind für die große Masse? Das waren die Ideen meines Führers, welcher überhaupt die Provinzmuseen für wichtigere Bildungsmittel erklärte, als die in den Reichs-Hauptstädten, wo die Zahl der Besucher vorwiegend den gebildeten Kreisen angehört. Auch haben große Städte mehr Mittel, die Menge zu fesseln, durch den Anschauungs-Unterricht schon in den Schulen vorzubilden.

Lange standen wir bei der großen Brücke und

betrachteten die Stauung der Wagen in dieser Hauptverkehrsader aus dem Mittelpunkte der Stadt.

„Unwillkürlich muß man lachen“, sagte mein väterlicher Freund, „über die Bemühungen der Menschen, sich ihre Lage so unbequem als möglich zu gestalten. Geduldige Lämmer sind diese Bewohner, daß sie es so hinnehmen, wenn neben dem Rathhause eine doch vielfach von Fremden besuchte Stadt förmlich verrammelt ist. Die Ungeheuerlichkeiten einer befestigten Stadt sollte eine entwicklungsfähige Gemeinde doch mit allen Mitteln zu verbessern suchen. Wir leben in Zeiten wachsenden Verkehres; diese Brücke und dieser Thorbogen aber sind Hindernisse, viel bedeutender, als die drei Thore an der Reichsstraße, deren eines, dem St. Sebastian vor 300 Jahren geweiht, ein Meisterwerk der Renaissance genannt werden muß.“

Zum Schlusse zog es mich abermals zu meinem Lieblinge, dem Mönchsberge. Leicht geärgert, fragte mich mein Freund, ob ich wirklich Interesse für mein Fachstudium hätte? . . .

Ich verstand; er wollte mir den Erlaubnißschein für das Spital geben und (eine leicht erklärliche Eitelkeit), dessen Einrichtungen zeigen. Ich bat daher um diese Gefälligkeit und er versprach mir, das Papier zuzusenden.

— — — — — — — — — — — — — —

Es war etwa halb 6 Uhr abends und schon fast dunkel, als ich von der Promenade zurückkam. Vergeblich hatte ich mein Gehör angestrengt, um die regelmäßigen Rufe der Bergputzer zu vernehmen; von keiner Seite war der klägliche Ton mehr zu hören.

Wie ich so unschlüssig dastand, kamen zwei Leute an mir vorüber, welche lebhaft sprachen. Nicht weit von mir blieben sie stehen und wiesen auf die Felswand.

„Dort war's!“ erklärte der Eine. „Jetzt hat der Todtengräber wieder zu thun!“

„Wie is es denn g'scheh'n?“ fragte der Andere.

„Kaum haben die auf der anderen Seite ang'hebt, is 's Seil g'riss'n, und unten war er.“

„Wer?“

„Der Böhm!“

„Der? Ja, der war erst kurz dabei.“

Jetzt hielt ich mich nicht länger zurück; meine Ahnung hatte mich nicht getäuscht: ein Unglück war geschehen.

„Mit Verlaub“, fragte ich, „wer ist gestürzt?“

Der Angeredete drehte sich ärgerlich um: „Kann man auf der Gasse nicht reden, ohne daß Andere horchen?“

Es war ein Fehler, den ich nicht ablegte, auf Anderer Gespräche zu höre; diesmal trug ich den Verweis. Mich peinigte die Ahnung.

„Der Dritte, der Schwache", erklärte versöhnlich der Genosse des Mürrischen. „Er war erst aus der Frohnveste entlassen worden und jetzt ist er abg'stürzt. Sie geben keinen Kreuzer für sein Leben!"

„Wo? Wo ist er?" fragte ich hastig.

„Im Johanns-Spitale. Ich führe Sie auf dem nächsten Wege hin. Ein Almosen wird dem armen Teufel nicht schaden."

Ich gedachte des Erlaubnißscheines, jedoch war keine Zeit zu verlieren. Wir eilten über die Treppe, und durch das Thor, auf dem zu lesen war: «Te saxa loquuntur», eilten wir dem Spitale zu: „Von Dir sprechen die Steine!" Eine traurige Geschichte sprechen sie!

„Ja, eine traurige Geschichte! Ich mußte sie kennen, die Wahrheit von der heimtückischen Rache, von der erbarmungslosen Natur, die Jeden von sich schleudert, der sie prüfen, regieren will, aber nicht beherrschen kann; die von sich stößt den, der ihr nicht gewachsen ist oder sich ihrem ewigen Treiben entgegenstellt." — So phantasirte es in mir. Ich fühlte, meiner Erregung könnte ich nicht Herr werden. Ich hätte etwas gegeben für die kalte Ruhe meines Freundes, für ein Verbot des Eintrittes. Dann aber warf ich mir wiederum Feigheit vor und eilte den Anderen nach, welche dem Hospitale zustrebten.

Ich wurde nicht eingelassen.

Nun erwachte in mir der Widerstand; ich mußte den Armen sehen. Ich eilte zu meinem Gönner, welcher mir den Schein gab. Mit kurzen Worten erklärte ich den Grund meines Besuches, und ich wurde in den chirurgischen Krankensaal geführt.

Dort lag der Aermste stöhnend; sein Bewußtsein war zurückgekehrt. Eine Klosterfrau wusch ihm die Stirn mit Essig und legte ihm nasse Tücher, in Eiswasser getränkt, auf die Schläfen. — Sein matter Blick traf mich. Mir schien, als sähe ich ein schwaches Aufleuchten; es sagte mir mehr, als alle Worte.

„Wie geht es?“ fragte ich die Wärterin.

Die Klosterfrau deutete auf ein Täfelchen, auf dem ich las: „Armbruch“, „Muthmaßliche Gehirnerschütterung“. — Ich konnte den Namen nicht entziffern.

Er schloß die Augen, der Arzt winkte: der Kranke sollte Ruhe haben. Trotz meiner Studien an den Leichen hätte ich es nicht ertragen, lange in das bleiche Gesicht dieses Lebenden zu schauen.

Jetzt abzureisen schien mir Grausamkeit. Ich beschloß, in Salzburg zu bleiben und abzuwarten.

Täglich erkundigte ich mich. Die Gefahr einer Gehirnerschütterung schien zu schwinden, dagegen blieb gänzliche Theilnahmslosigkeit zurück: ich durfte ihn ansprechen, er aber antwortete nur selten.

Einmal, es war zehn Tage nach dem Sturze,

ergriff er meine Hand und sagte aufathmend: „Heute kann ich reden. Wer sind Sie? Was führt Sie so oft zu mir? Welche Ursache bindet Sie an mein elendes Leben? Wie soll ich Ihren Edelmuth vergelten? Es giebt doch noch wahre Menschen!“ . . .

„Das Unbekannte, mein Freund, das Abenteuerliche unserer Begegnung war es, und das Interesse ist es für Ihre Persönlichkeit, die so eigenthümlich von ihrer Umgebung abstach“, sagte ich. „Sie waren einst in besserer Lage und brauchen nun Trost. Ich bin Mediziner auf Ferien und Herr meiner Zeit. Sehe ich einen Unglücklichen am Wege, so gebe ich ein Almosen, warum soll ich höher organisirten Menschen nicht wenigstens Theilnahme entgegenbringen, wenn sie schon zu stolz sind, ein Geschenk zu nehmen? Daß man Ihnen das Lied vom Bergputzer nicht an der Wiege gesungen hat, das ist mir klar. Da brauchte ich nicht vor dem Doctorate zu stehen. Ihr Fall fesselt mich als Psychologen und Philosophen. — Erregen Sie sich nicht“, setzte ich hinzu, als ich bemerkte, daß ihm das Blut in die Wangen schoß, „das könnte Ihnen schaden. Erst müssen Sie ganz gesund sein, dann verlange ich als Gegendienst für meine geringen Bemühungen, die doch nur meiner Theilnahme an dem menschlichen Schicksale entsprangen, — nur Ihre Lebensgeschichte, wenn Sie dieselbe einem Halbfremden preisgeben wollen.“ —

„Meine Lebensgeschichte?!“ rief er bewegt aus, indem er mir die Hand preßte. „O, die ist zu traurig; das wäre eine schlechte Vergeltung Ihrer Güte!“

„Wenn ich aber den Wunsch empfinde. Ich reise nicht blos, um Länder und Völker kennen zu lernen, sondern auch, um in Menschenherzen zu lesen, wie in einem Buche. Ich warte. Es muß nicht heute sein!“

Er überlegte; dann sagte er ganz leise: „Ihnen allein; Sie sind mir lieber, als ein Beichtvater, der ein Sammelsurium von Leiden und Sünden der Menschen aller Art in sich herumträgt. Sie haben ein gutes Herz und werden mich verstehen.“

So blieb ich schweigend neben ihm sitzen.

Es war gegen Abend. Ruhig lag er. Seine Erinnerungen erwachten. Aus dem oberen Stockwerke war in jeder Viertelstunde der gedämpfte Schlag einer alten Uhr zu vernehmen. Weithin warf das große Gebäude seinen Schatten quer über die grell beleuchteten Felder. Es war noch günstiges Wetter und so saßen an diesem Tage zahlreiche Reconvalescenten in ihren langen, gestreiften Röcken auf Lehnstühlen oder schritten vorsichtig ab und zu. Ich beschloß, einen andern Nachmittag abzuwarten und dachte an meine Lage:

Wie Blei lasteten diese Eindrücke auf meinem Gemüthe in solcher Umgebung; die emsig schaffenden Klosterfrauen, hier der Weheruf eines Leidenden, dort

der Priester, die letzte Tröstung spendend. Welcher Contrast! Draußen lachende Fluren und herrliche Berge, das Straßenleben vor den Gittern, der lebendige Schiffsverkehr ganz nahe und dazwischen — — der Palast des menschlichen Elends! Welche Offenbarung erwartete mich an dieser Stätte?

III.

Langsam, damit nicht ein Gedanke den anderen überstürze, begann er seine Erzählung:

„Ich bin ein Deutschböhme, geboren an der sächsischen Grenze als der Sohn eines Oberförsters. Schon als Kind fühlte ich den unwiderstehlichen Drang, in Wald und Feld die enge Stube zu vergessen. Nicht das Fangen und Tödten freute mich, sondern das Belauschen und Betrachten des Thierlebens. Ich kannte die Lebensweise fast aller größeren Waldbewohner und hätte im zwölften Jahre einen tüchtigen Forstbeamten vertreten können. Unter meinen Kameraden in der Schule war ich der Beste.

Mit zwanzig Jahren wurde ich zum Militär abgestellt und behalten. Einmal im Wirbel des Lebens, kostete ich auch des Daseins Freuden in allen Tonarten durch und zog mir den Ruf eines liederlichen Burschen zu. Bei einer Lebensrettung aus

dem Wasser erhielt ich eine Auszeichnung: mein Hauptmann belobte mich vor der Front und, da der Gerettete eines hochgestellten Beamten Sohn war, so verwendete sich dieser aus Dankbarkeit. Ich wurde Offizier und durch ihn in alle Kreise des Städtchens eingeführt, die mir bisher verschlossen gewesen waren. Sonderbar war es, mit welch' zudringlicher Neugierde der bisher Unbeachtete behandelt wurde; aber die „Tanzbärenfabel“ bestätigt sich in kleinen Orten am Besten: Erst Bewundern der Geschicklichkeit, dann Nachmachenwollen und, weil der Tanz nicht gelingt, — Zerreißen. So gieng es auch mir: nur Wenige erkannten meinen Werth und meine Kenntnisse; als sie meine Ueberlegenheit zu fühlen begannen, haßten sie mich. ‚Haß aus Neid‘ heißt es, sei ‚ehrenvoll‘, er ist aber unbequem: Alle Jene, welche mich begleitet, fielen von mir ab. Ich zog mich darum nach und nach wieder zurück. Verlor ich doch ungern so viel Zeit mit Complimenten und Briefen; nur um mir die Gunst der Menschen zu erhalten, die mir gleichgiltig waren, fand ich diese Mühe zu groß. — Im entscheidenden Falle, das wußte ich im Voraus, würden meine letzten Freunde mich nicht anerkennen, wie die Ratten das sinkende Schiff verlassen.

Schreiben, mit den eigenen Gedanken leben, mit selbstgeschaffenen Gestalten leiden und sterben, in meinen Stoffen aufgehen, das war mir Seligkeit! Ich hatte

Schulden und suchte sie zu decken, indem ich Novellen unter einem Pseudonym an die Zeitungen gab. — Damals war ich noch so kindlich unbefangen: ich liebte jeden Baum am Wege, wenn dieser zu Freunden und an Orte führte, wo ich mich glücklich gefühlt; die Welt aber duldet keine Freude und wo die Natur versöhnend eingreift, dort zerstört der Mensch den Frieden mit roher Schadenfreude."

— — — — — — — — — — — — — —

Er holte tief Athem, dann fuhr er fort:

„Ich war seit drei Monaten Offizier und benützte meine freien Stunden, deren ich früher so wenige gehabt hatte, um die reizenden Umgebungen zu besehen. Das Nachfolgende verbietet mir, den Namen des lieblich gelegenen Städtchens auszusprechen, das werden Sie bald begreiflich finden."

Ich nickte zustimmend. —

„An einem hellen Januarsonntage, als sich der Himmel wolkenlos über der weißen Landschaft wölbte, schwere Schneeballen in der Sonne glitzerten, lange Schneebänder wie Hermelin auf den dunkeln Tannenästen lagerten, die Waldbäume, vom Rauhreife überzuckert, sich grell vom Hintergrunde abhoben, die Gartenbüsche uns einen weißen Frühling vorzauberten und, auf glatter Bahn, unter frohem Schellengeklingel, heitere Menschen jauchzend und peitschenknallend der in ein Goldbad getauchten Ebene zufuhren, trat ich

einen meiner einsamen Spaziergänge an. Die Abhänge der Hügel waren lebendig, an den Ufern des Flußes, auf welchem sich die Knaben gleitend umhertummelten, betrachtete ich die phantastischen Formen, welche in dem Bilde der Erstarrung liegen, und ich gedachte des: «In media vita in morte sumus», aber in umgekehrtem Sinne: ‚Mitten im Tode, welch' ein Leben!'" —

„Mein Wahlspruch!" dachte ich, aber ich schwieg.

„Ich freute mich", fuhr er fort, „hier ungestört meinen Gedanken folgen zu können und verlor mich in einen Hohlweg, über welchem eine Brücke als Straßenverbindung lag. Ich war noch kaum 30 Schritte gegangen und an der schmalsten Stelle des kleinen Défilé's angelangt, als Schellengeklingel sich rasch näherte: ein eleganter, mit einem Eisbärenfelle ausgefüllter Schlitten bog um einen Vorsprung, so daß mir gerade noch Zeit blieb, mich an den nächsten Busch zu klammern, um dem vorübersausenden Vehikel auszuweichen; ich wurde beinahe gestreift. — Es war nur einige Minuten in Sicht, aber ich hatte doch die Insassen bemerkt, einen älteren Mann und eine jugendliche Dame. Mein Seitensprung hatte ihren Blick auf mich gelenkt. Bis zur nächsten Wendung konnte ich ihr nachsehen und that es mit dem Gefühle, welches den Kunstfreund vor einem schönen Bilde beschleicht: dieses vornehm-blickende Wesen,

eisige Ruhe in den Zügen, war berückend schön; ich sah das Profil einer Königin, auch ihre verhüllte Gestalt war von Anmuth durchflossen. Sie mußte bemerkt haben, daß ich meine innere Bewegung nicht bemeistern konnte.

Kurz darauf folgte ein Reiter, welcher mit hastigen Worten sich nach dem Wege erkundigte, welchen der Schlitten genommen hatte. Er dankte flüchtig für die Auskunft und nach wenigen Minuten war ein Lebensmoment an mir vorbeigezogen, dessen Folgen ich damals nicht ahnen konnte.

O, hätte ich sie geahnt, ich würde geflohen sein, weit weg! Ich hätte den Atlantischen und den Stillen Ocean zwischen mich und die Stadt gelegt, in der ich weilte.

Tag und Nacht gieng mir das schöne Frauenbild nicht aus dem Kopfe; ich sah die schöne Dame im Pelz stets vor mir. — Dienstsachen nahmen mich bald darauf stärker in Anspruch und ich entschloß mich nur schwer, einige Abende im Kreise der Kameraden zuzubringen. Dem Drängen nachgebend und mit Rücksicht auf eine längere theaterlose Zeit, beachtete ich eine Vorstellung in dem damals schon baufälligen und feuergefährlichen Theater. Ich riß mich von meinem Schreibtische, der bedeckt war mit Dienstesvorschriften, angefangenen Gedichten und unvollendeten Novellen, los und ließ mich zur Komödie ziehen.

Ich war kein Freund dieser halb abgelehnten, halb geduldeten Mimik; aber es war ‚unser Musentempel‘ und es galt für ‚belehrend und erhebend‘ ihn zu besuchen. Wir hatten keinen besseren. Ich nahm Platz und zwar in einer Loge mit zwei jüngeren Officieren.

Kaum war ich eingetreten, so bemerkte ich mir gegenüber in einer Loge die Dame aus dem Schlitten; theilnahmslos ließ sie ihren leicht umflorten Blick über die Menge schweifen, bis er einen Augenblick auf uns haften blieb. Mir war, als sähe ich ein leichtes Erröthen. In den Zwischenpausen waren alle Operngläser auf sie gerichtet, ein wahres Kreuzfeuer von bewundernden Blicken; sie schien dabei ganz gleichgiltig zu blicken.

Länger hielt ich es nicht aus; ich mußte ihren Namen wissen. Mein Nachbar zuckte die Achseln: ‚Wie kann man die Herrin der ‚Villa Maria am Walde‘ nicht kennen, die Gattin des pensionirten Rittmeisters und Gutsbesitzers Armand Coin de Roue, geborene Wielhart aus Eger, die schönste Frau des Kronlandes?‘

‚Wielhart? Meine Mutter war eine Wielhart. Dann bin ich am Ende noch verwandt mit ihr. Das muß constatirt werden; ich bitte Dich, wo ist die Villa?‘

‚Ein Leichtes‘, sagte mein Kamerad; ‚ich stelle Dich selbst vor.‘ Mein Eifer machte ihn lächeln.

Mein innerer Jubel kannte keine Grenzen: Ich hatte den Weg gefunden, auf welchem ich mich dem bewunderten Wesen nähern konnte; ich sollte dieses Götterbild kennen lernen! Ich war selig! Selig, wie man es nur mit 22 Jahren sein kann.

Schon am folgenden Tage, einem Sonntage, warf ich mich in Parade; wir nahmen einen Schlitten und erreichten nach einer halben Stunde Rittmeister Coin de Roue's Besitz, ein Herrenhaus von Wirthschaftsgebäuden umgeben, eingebettet zwischen Waldstreifen und Wiesenhügel, ein wahres ‚Bijou'.

‚Die Gnädige ist in der Kirche', sagte der Pförtner fast vorwurfsvoll; ‚erst um 12 Uhr kehren die Herrschaften zurück. Empfangsnachmittag ist Donnerstag von 3—6.' Damit waren wir abgewiesen. Was nun? — —

‚Ich hatte die elegante Messe in der Pfarrkirche vergessen', sagte mein Kamerad deprimirt. ‚Laß uns jetzt den Schlitten wenden; auf dem Rückwege bei der Begegnung ist noch Gelegenheit. Donnerstag dann Besuch.' —

Kaum aber befanden wir uns auf der breiten Fahrbahn, als wir auch schon ein Klingeln vernahmen und der feine Schlitten des Rittmeisters pfeilschnell über die weiße Fläche sauste. Nach kurzer Begrüßung und Vorstellung wurden wir in das schloßartige Gebäude geladen, wo man uns Thee und

Bisquits servirte. Das Gespräch war alsbald ein lebhaftes. Der Rittmeister war sehr blasirt, weil kränklich, aber ein feiner Sarkastiker: er hechelte die Kleinstadt durch und zeichnete mit meisterhaften Strichen die Köpfe der mir Bekannten.

‚Ein gefährliches Spiel,‘ rief ich; ‚das Krähwinkel wird sich rächen!‘

‚Ach, wir sind außerhalb der Bannmeile, lieber Kamerad, und die Garnisonsgeschichten erlaube ich mir nicht, anzutasten; Sie verstehen mich.‘

‚Ich kenne keine solchen‘, sagte ich mit unschuldiger Miene.

‚So?‘ entgegnete er barsch und wendete sich zu meinem Freunde, ein anderes Thema anzuschlagen.

Ich hatte also Gelegenheit, mit ihr zu sprechen: Welch' seelenvolles Wesen! Welche Harmonie in der Gestalt, in den Zügen, welches Ebenmaß in der Ausdrucksweise! Wie hätte diese Frau geglänzt in den geistvollen Zirkeln der Hauptstadt, und hier war sie begraben und hatte keine Ressource, als eine Kleinstadt mit ihrem Tritschtrasch und ihren Pfahlbürgern. Fürwahr, lebendig begraben konnte man sie nennen!

Mit großer Geschicklichkeit spielte die Dame des Hauses auf unsere erste Begegnung an und bedauerte, daß ich damals nur durch einen Sprung der Gefahr entgangen sei. Auch ihr Gemahl entsann sich jener Auskunft, die ich ihm gegeben.

‚Sie erinnern sich noch dieser Kleinigkeit!‘ sagte ich geschmeichelt. ‚Ich habe freilich den Moment nie vergessen.‘

‚Warum?‘ fragte sie neugierig lächelnd und wohl ein Wort der Galanterie vermuthend. Ich zögerte mit der Antwort.

‚Also, Sie wollen nicht sagen, warum?‘ schmollte sie leicht. Es lag fast Etwas wie Coquetterie in diesen Worten, die mich erstaunten.

‚So hören Sie mich; es bedarf da einer kurzen Einleitung. Sie wollen meine Ansichten kennen; über Alles läßt sich mit Frauen verhandeln, nur nicht über ihr Geschlecht. Die Frauen haben herrliche Eigenschaften, eine Fähigkeit jedoch fehlt ihnen, Frauenschönheit zu genießen. Die Bewunderung einer Frau für den Mann hat eigentlich weniger Reiz, denn nur der Gegenstand unserer Liebe ist die verkörperte Poesie. Darum können aber Frauen auch nicht den Eindruck abschätzen, welchen sie auf uns hervorbringen; sie verwechseln oft platte Schmeicheleien herzloser Gecken mit dem Ausdrucke wahrer Bewunderung und ernster Zuneigung!‘

‚Halten Sie die Liebe für ein beglückendes Gefühl? Die auf den Brettern könnte mich irre machen‘, meinte sie, leicht mit der Stimme vibrirend. —

Ich staunte, ein solches Wort aus diesem

Munde? Sie blickte aber so unbefangen, daß ich Muth faßte und sagte: ‚Sie ist ein Gift: sie ist das Süßeste der Erde und das Bitterste. Und, Wer nicht liebt, kennt sie nicht!‘ —

‚Also haben Sie geliebt?‘ constatirte sie wie ein Notar. ‚Dann werden Sie es ja wissen, wie es thut.‘ —

Ich war zu keinem Worte mehr fähig. Solche Rede! —

Plötzlich brach mein Kamerad auf. Er sagte später, eine Andeutung des Hausherrn habe ihn veranlaßt, zu gehen. Welcher Art dieselbe gewesen, das konnte ich nicht erfahren. — —

Frau Coin de Roue reichte mir die Hand. Nachdem ich noch flüchtig unsere Verwandtschaft berührt hatte, welche allerdings eine sehr entfernte zu nennen war, sagte sie gütig: ‚Betrachten wir unser Gespräch als eine partie remise. Auf Wiedersehen, lieber Vetter! Besuchen uns die Herren wiederum in unserer ländlichen Abgeschiedenheit!‘

Ein Zucken war auf dem Gesicht des Rittmeisters zu bemerken. Als wir den Schlitten bestiegen, hörte ich ihn oben laut sprechen. Die Balkonthür gieng auf und er trat, hochgeröthet, heraus, uns nachzuwinken. —

‚Entschuldigen die Herren, daß ich Ihnen nicht einmal spanischen Wein und Cigarren angeboten!‘ —

Wir lehnten höflich dankend ab und flogen dem Walde zu.

— — — — — — — — — — — — — —

Was mich bewegte, ich kann es nicht schildern. Ich schwebte mehr, als ich gieng. Ich dichtete und phantasirte, ich trällerte und seufzte, ich war wie ein fünfzehnjähriger Student, welchem das Töchterlein des Professors Verse dictirt. Ich schrieb aber auch einen Roman, welcher in grauen Zeiten spielte, zu dem ich am liebsten meine Cousine als Vorbild für alle Frauengestalten, die ich auftreten ließ, genommen hätte; aber einige Abwechslung mußte doch sein. Kurz gesagt, ich war ein Narr geworden, ein verliebter Thor, und jeder Besuch nährte meine Leidenschaft.

Ich bat, wenn der Frühling gekommen sein würde, mich bei Ausflügen anschließen oder im Gartenpavillon meinen Roman vorlesen zu dürfen. In die Gestalt eines Minnesängers verbarg ich mich, in die der Burgherrin Frau Laura legte ich all' meine Begeisterung; die Decoration war ein schlechter Abklatsch der ‚Villa Maria am Walde'. —

Der Tag kam; ich bebte vor Sehnsucht. Mein Manuscript in der Hand, eilte ich, wo sie unter Frühlingsblumen im Garten saß, im Schaukelstuhle meiner wartend. Ich vergaß, daß sie eines Anderen Frau sei, ich vergaß meine Stellung, ich vergaß Alles

und lag auf den Knieen vor ihr, ehe sie es verhindern konnte. — Stammelnd gestand ich ihr meine Liebe, als Lohn für alle Leiden begehrte ich ihre Neigung, als Beweis einen Kuß!

‚Lesen Sie‘, sagte sie streng, ‚keine Beweise will ich.‘

‚Also, einen Preis, Ihrem Sänger zuerkannt, der sich um Sie verzehrt, süßes Weib meiner Träume!‘

‚Muß denn Alles seinen Preis haben?‘ fragte sie beleidigt; ‚giebt es keine wahre Freundschaft ohne Nebengedanken?‘

Ich las, zerstreut, schlecht, verließ gedemüthigt, aber nicht geheilt das Haus und gab mich ganz den gemischten Empfindungen hin, welche Ungewißheit in Herzenssachen mit sich bringt. War es Pflichttreue, war es Gleichgiltigkeit gewesen? Ihre vertrauliche, natürliche Art hatte ich für Zuneigung genommen? Ich gestehe, daß ich momentan an mein Unrecht glaubte; aber dann brach mit erneuerter Wucht die despotische Leidenschaft über mich herein, welche nur ein Ziel kennt, Erfüllung und Besitz, oder — kein Leben!

Es stand schlecht um mich: Ich gieng immer wieder in ihr Haus, ich duldete ihre kühle Haltung, nur um ihr nahe zu sein.

In dieser Zeit rückten wir zu den Waffenübungen bei Wien ein, so daß mir der Genuß ihrer Nähe genommen war. Ich glaubte verzweifeln zu müssen! Sie, mein Lebensodem, mein unentbehrliches Brot,

zwölf Wochen mir ferne! Wie der Sturm das kleine Feuer verlöscht, den großen Brand jedoch anfacht, so wurde auch durch das verzehrende Gefühl der Trennung mein Leid nicht erdrückt, sondern verdreifacht: ich glich vor dem Ausmarsche einem Schwerkranken. Ich vermochte kaum den Blick hinüberzulenken nach jenen Waldhügeln, welche die Schatzkammer bargen, in deren Mauern mein Juwel ruhte. Scheu mieden die Kameraden mein misanthropisches, ungeselliges Wesen. Ich war aufbrausend geworden und oft ungerecht gegen die Mannschaft, und das steigerte sich dermaßen, daß mein Oberst mir einmal eine derbe Rüge ertheilte. — Mir blieben nur die Briefe; in ihnen suchte ich meine Liebe auf das reine Herz zu übertragen. Ich begriff es nicht, daß eine so dämonische Leidenschaft ohne Gegenliebe bleiben könne, und zuletzt griff ich wieder zur Lyra und sandte ihr, unbekümmert, ob sie solche Sendungen billige, als ob ihres Gatten Späherauge nicht über den Correspondenzen wachte, Dichtungen ohne Zahl. Amor ist ein Autokrat; ich wollte sie zwingen, durch mich glücklich zu sein: was mich beherrschte, sollte auch sie ertragen!

Eben siegelte ich meine Verse ein:

Und wenn ein Funke nur beseligt
Des Augenblickes rasche Flucht,
So war umsonst nicht meine Liebe,
Die zu beglücken Dich gesucht.

Sei Dir die Pflicht das Höchste immer,
Du lässest doch mich nicht allein;
Denn nach dem Glück der heißen Liebe
Das Schönste ist: Geliebt zu sein!

— da klopfte es an der Thür und hereintrat der Oberst: ‚Wir marschiren; aber wegen der vorgekommenen Unregelmäßigkeiten habe ich Ihre Versetzung beantragt. Sie werden in zwei Monaten nach Galizien abgehen!‘

Ich war wie vom Donner gerührt; aber zugleich kam mir ein Gedanke in den Kopf, den ich nimmer loswerden konnte: mein Oberst und Rittmeister Coin de Roue waren gute Freunde. Ich verstand die Obsorge und die Härte, welche einander das Gleichgewicht hielten.

Endlich, im September, waren wir wieder in unserem Garnisonsstädtchen angelangt. Ich sah die Angebetete schon am ersten Nachmittage bei dem Caféhause vorbeifahren, grüßte sie; sie ließ halten und war viel freundlicher, ja innig in ihrer Art. Hatten meine Briefe ihr Herz gefangen genommen? Sie sagte: ‚Waren Sie die ganze Zeit recht geplagt? Und die Witterung war so schlecht! Lassen Sie sich in ‚Villa Maria am Walde‘ recht bald blicken!‘ Sie reichte mir die Hand: ich fühlte einen leisen Druck, und eine Zentnerlast glitt mir vom Herzen. —

Ich athmete auf. Welch’ unerwarteter Hoffnungs-

strahl, neubelebend, . . . und gerade jetzt die Anordnung des Obersten! Ein teuflischer Plan, mich zu verderben! Nein, Herr Oberst, eher verlasse ich die Armee; aus der Nähe dieses Engels fliehen, hieße Selbstmord. Noch einmal getrennt von ihr, das wäre der Tod, das langsame, aber sichere Sterben!

Ich eilte noch an demselben Tage zu ihr. Vielleicht war das Gefühl der Einsamkeit auch Ursache ihrer wärmeren Begrüßung gewesen? Sie mußte es ja fühlen, daß, wäre sie in die richtigen Hände gekommen, unter die Führung eines geistig hochstehenden Mannes, eine bedeutende Frau aus ihr geworden wäre. Ich studirte sie, und das fühlen auch die edelsten Frauen gerne dankbar nach. Aber sie haftete an ihm, ihrem Gatten, mit seltener Treue; sie sehnte sich nach geistiger Anregung, aber sie fand sich trotzdem mit ihrem Schicksale ab und sie suchte den ihr vom Leben angewiesenen Platz nach bestem Bestreben auszufüllen. Wie ein Traum mußte ihr das inhaltsreichere Dasein anderer Frauen, selbst weniger begabter Wesen vorschweben, wenn sie so mit geschlossenen Augen ihre alltägliche Straße wandelte: ‚Selbstverleugnung ist ein Glück‘ hatte sie einmal gesagt, aber nicht geglaubt!

Ich schüttete ihr mein Herz aus, ich schilderte ihr alle Qualen der Trennungszeit.

‚Dank für alle Liebe, Dank! Es beglückt wahr-

haftig, sich so warm verehrt zu wissen', sagte sie lebhaft.

,O, nimmer, theuerste Frau, könnte ich auf dieses Gefühl verzichten, denn es ist das Gefühl für Sie!' Ich bedeckte ihre Hände mit glühenden Küssen, doch unbeweglich saß sie da, wie aus Stein gemeißelt.

,Eisiges Weib, hast Du keinen Tropfen Blut mehr in Deinen Adern?' rief ich, sie an mich ziehend: die Kraft meiner Arme verwechselte ich mit Schwäche ihres Herzens. Ich glaubte, weil ich hoffte; ich umschlang jubelnd das Kleinod, als ob ich schon triumphirend als Alleinherrscher mir die Siegeskrone auf's Haupt gedrückt. Wahn, du Vergifter des menschlichen Lebens, du Heuchler, warum hattest du mich geblendet?!

Mit der Gewalt innerer Empörung stieß sie mich zurück: ,Sie verkennen meine gute Absicht und nennen mich eisig, da ich nur beruhigend, ausgleichend, besänftigend wirken möchte! Könnte ich Sie doch endlich in jene Bahnen lenken, deren Zielpunkt selbstlose Freundschaft ist. Gleichmäßig ruhig sei die Flamme; sie sollte uns nur wärmen, nicht brennen. Ihre Leidenschaft zehrt an mir, ohne zu zünden. Sie müssen es endlich vernehmen, was ich so lange verschwiegen: Sie verletzen, was wir Frauen heilig halten, so lange wir uns achten; meine Pflicht sollen Sie ehren! Ich darf nicht Oel in dieses Feuer gießen!

Nehmen Sie mich, wie ich bin, zaubern Sie sich keine Göttin vor; ich bin ein schwaches Wesen, wie Andere; ich habe meine Individualität und das Anrecht, dieselbe respectirt zu wissen. Ich war ein frühreifes Mädchen; jahrelanges Ringen hat mich zur abgeklärten, von Schlacken gereinigten Freundschaft geleitet; die können Sie haben, voll und wahr, mehr aber nicht. Das ist mein Glaubensbekenntniß.'

Ich war wie erstarrt; so hatte noch niemals ein Weib zu mir gesprochen!

‚Noch mehr', fuhr sie fort; ‚ein geistiger Bund, ein Austauschen der Ideen, an Gutem und Schönem gemeinsam Gefallen finden, das Alles bewahrt vor dem Schritte vom Wege und bindet Mann und Weib, Seele an Seele! Wollen Sie es so haben?'

Ich hob flehend die Hände um ein Zeichen ihrer Gunst.

‚Hier, auf die Stirn, einen Freundschaftskuß; das Idealbild wahrer Freundschaft verträgt nicht fremde Elemente. Und verkäme ich auch in der Alltäglichkeit unter nüchternen Menschen, ich müßte mein Los tapfer tragen. Blieb meine Umgebung auch nicht ohne Einfluß auf mich, so machte sie doch das einst hochstrebende Mädchen demüthiger und damit besser!'

Wie vollendet! Und in welchen Händen mußte ich sie lassen? Mein Roman wurde Leben:

‚O der schrecklichen, selig unseligen Minne!' rief

ich mit den Worten meines Sängers aus. ‚Frau Laura gab mir den Preis nicht für meine Lieder. Hatte der Sänger ihn begehrt? Aber ein stolzes Gefühl erfaßte ihn, als er ihr entsagte. — Licht wird's um mich und aufathmend erkenne ich, was ich verlangt. Ich werde es tragen und für Sie zu Grunde gehen.‘

Voll Mitleid sah sie mich an.

‚Werden Sie niemals meine Liebe erwiedern?‘ rief ich schluchzend und warf mich an ihre Brust. — ‚Wenn Sie mich nicht liebten, warum haben Sie nicht energischer meine Bewerbungen zurückgewiesen? Jede Hoffnung hätten Sie im Keime ersticken sollen, ehe Sie mich in den Abgrund gleiten sahen, aus dem kein Ausweg mehr ist. — So ist meine Schuld denn gesühnt! . . .‘ Und wiederum warf ich mich vor sie hin in rasender Verzweiflung.

Sie begann, ängstlich zu werden: ‚Sie sind krank, sehr krank, lieber Freund‘, sagte sie milde. ‚Meiden Sie mein Haus, es wird Ihnen und . . .‘

Da sprang ich auf. Das war genug!

‚O krank!‘ rief ich, ‚wie man Jene für verrückt erklärt, die ihrer Zeit voran waren.‘ Jetzt sah ich es klar: unverstanden gieng ich von ihr, das war das Bitterste.

— — — — — — — — — — — — — —

Der Abschiedstag kam heran.

Es war ein Freitag, der 13. October.

Der Regen schlug an's Fenster, das dürre Laub knisterte im Winde. Da stand ich, nochmals wartend in ihrem reichen Empfangszimmer. Sie kam. Das dunkle Zimmer begann zu leuchten vom Golde ihrer üppigen Flechten. Da weiße Gewand hob ihre Gestalt prächtig von den tiefbraunen Wänden ab. Das Feuer im Kamin warf von Zeit zu Zeit einen glühenden Schein über ihr Antlitz.

So stand ich vor ihr, kaum mich fassend vor Bewegung. Ich begann: ‚Angebetete, daß ein Mann für Sie so kämpfen und dann noch entsagen kann, das beweist Ihnen Ihren eigenen Werth. Sie sind würdig hoher Opfer. Unvergeßliche! Leben Sie wohl, millionenmal mehr angebetet, seit ich Sie kennen gelernt im Kampfe zwischen — einst glaubte ich, es sei Liebe und Pflicht — jetzt heißt es: Mitleid und Pflicht. Hören Sie dieses allerletzte Wort: Ich habe es von Ihnen erwartet, daß Sie so handeln werden. Ich werde Sie verehren, wie eine Heilige, aber schreiben Sie keine Zeile mehr, aus der ich den Druck Ihrer Hand nachfühlen könnte, und schweigen Sie, wenn Sie mir nahe sind, denn Ihre Stimme, die darf ich nicht hören. Sie nicht zu sehen, wird meinem Muthe überlassen bleiben; auch das soll gelingen!‘ Ich beugte mich, ihre Hand zu küssen.

In diesem Augenblicke vernahmen wir helle Kinderstimmen, wie süße Harfentöne des Himmels.

‚Das sind die Nebensonnen, welche mich verdunkeln und Sie blenden!‘ rief ich bewegt; und langsam sank ihr Haupt an meine Schulter.

‚Leb' wohl!‘ hauchte sie zitternd.

Sie wollte gehen, aber ich hielt sie:

‚Ich glaubte, Sie seien lebendig begraben, nun sehe ich, was mir vom Leben fehlte, die Stütze, der Halt durch Solche, welche unserer bedürfen. Seien Sie eine glückliche Mutter!‘ — —

‚Mein Freund!‘ schluchzte sie. ‚Als alte Frau werden Sie mich wiedersehen: dann haben wir stille Ruhe. Sie werden nur die Freundin sehen, die Sie achten, nicht mehr, und all' der Sturm und Drang wird begraben sein, wenn meine Haare ergraut und meine Wangen nicht mehr rosig sein werden. — Die Zeit macht Alles gut, sie heilt Alles! Eilen Sie zur Hauptstadt; im Kreise von Freunden holen Sie sich den Muth! Fremde Eindrücke, andere Menschen, andere Luft, das wirkt zerstreuend, ablenkend von der einen Idee, von der Sie sich nur zu sehr beherrschen lassen!‘

Sie trat hinaus auf den Balkon. Noch lange schimmerte ihr weißes Gewand zwischen den rothgelben Blättern der Bäume.

Ich wendete mich, bis ich sie nicht mehr erblicken konnte. — —

Ohne Gruß sprengte weiter unten der Rittmeister an mir vorbei; er hatte uns gesehen.

Ich aber hatte das Gefühl, als wäre ich Einer aus der indischen Sekte der Dschogi, die sich mit Ketten unter freiem Himmel anschmieden lassen, das Gesicht der aufgehenden Sonne zugewendet, bis der Tod ihren Qualen ein Ende bereitet und der Rauch ihres Scheiterhaufens emporsteigt."

— — — — — — — — — — — — — —

„Genug!" sagte der Kranke, seufzte tief auf. Die Erinnerungen waren noch zu lebendig. Nacht senkte sich über sein Denken.

IV.

Am folgenden Tage war eine Verschlimmerung eingetreten.

Ich machte mir die bittersten Vorwürfe. Ich blieb an seinem Bette, bis die Krisis überwunden und er wieder fähig war, in den Garten zu gehen. Ich drängte ihn nicht, mir den Rest seines Lebenslaufes zu erzählen; hatte ich doch genug gehört.

Eines Tages jedoch, es war drei Wochen nach seinem Sturze, begann er von selbst.

„Ich habe noch Einiges nachzutragen", flüsterte er wie ein Schuldbewußter. —

„Die Erinnerung bewegt Sie zu sehr“, entgegnete ich. „Ich verzichte mit Rücksicht auf Ihr Befinden.“

„Nein, es ist nothwendig; kennen Sie mich so weit, mein lieber Beichtvater, dann muß ich schon zeigen, daß ich . . . meine Schuld abbüßte . . ., freilich ohne Schuldgefühl! . . .

Also vernehmen Sie das Weitere:

Erfüllt von der Liebe, die mein geistiges Grab erhellte, wagte ich nicht, an die Zukunft zu denken. Nur noch einmal bekam ich einen Brief in der Residenz. Er enthielt ein Rosa-Bändchen mit den Worten:

‚Haben Sie Dank; endlich scheint mehr Ruhe und Ueberlegung in Ihr wundes Gemüth eingezogen und hoffentlich hält diese Besserung an? — Sie verkehren mit interessanten Menschen. Politische Fragen werden in Ihren Kreisen berührt; diese bewegen die Welt und sie lassen uns das Wohl und Wehe des eigenen Ich kleiner und unbedeutender erscheinen, und darin liegt schon ein Tropfen Gegengift gegen die Ueberwucherung persönlicher Empfindungen. Es ist die einzige große Lebenskunst, die Menschen zu erkennen, wie sie sind. Sie werden unabänderlichen Dingen die beste Seite abzugewinnen trachten, und zufrieden mit Ihrem Lose, glücklich sein. Bitte, nehmen Sie sich diesen Rath zu Herzen und was anfangs schwer, ja unmöglich schien, wird durch Selbstverleugnung erträglich. Bald wird Ihre Angebetete ver-

gessen sein. Wenigstens tröste uns ein Gedanke, daß wir nicht Dutzendwaare geworden! . . .‘

Und dieses herrliche Weib mußte ich hingeben einem Vorurtheile, der ‚Gesellschaftsordnung‘; waren wir nicht für einander vorausbestimmt? Zu spät, zu spät! Ich versuchte Alles, mich während meines Urlaubes zu zerstreuen. Täglich aber hielt ich ihr blaßrothes Seidenband zwischen den Fingern, war es doch ein Stück von jenem Gewande, in welchem ich sie zum ersten Male gesehen. — Es glänzte wie der Rosenstrahl der Abendsonne. Nannte ich meine Freundin nicht oft: ‚Sonnenstrahl?‘ Wie war ich glücklich, wenn ihr ruhig heiterer Blick mich gestreift. Ja, nur Rosa war ihre Freundschaft, o, wäre sie roth, wie eine Feuergarbe geworden! — — Ich kehrte zurück zu meinem Regiment. Ueberall sah ich sie, durch die Falten meines Fenstervorhanges lugte ihr süßes Antlitz; — allmälig aber verdüsterte sich mein Geist. In der Verzweiflung griff ich zum Glase, trank die Nächte durch, von wahnsinniger Reue gequält, begann ich mich durch Streitsucht zu betäuben; — endlich erkrankte ich. War es im Fieber oder Wahrheit? Ich habe die Theure vor mir gesehen, in einem großen Mantel mit dem Federhute, von dessen faßartigen Rändern ihr kindliches Gesicht umrahmt war. War sie es selbst gewesen? Sie, die mich als rettender Engel zur Besinnung hätte bringen

können, hielt ihre Pflicht so hoch, daß sie nur unerkannt dem Kranken Heilung brachte? Es war wohl ein Fiebertraum gewesen.

Als ich mich kaum vom Lager erhoben und bei meinem Oberst meldete, empfieng er mich sehr unfreundlich. — Ich entnahm seinen Worten, daß ich im Fieber Dinge gesprochen hätte, deren Anlaß eines Offiziers unwürdig sei.

‚Lieber also verdammen Sie einen eben aus den Gefilden des Todes Zurückkehrenden, ehe Sie sich bemühen, ihn zu befragen? Herr Oberst, Sie haben nicht das Gefühl, einem Ehrenmann gegenüber zu stehen?‘ so rief ich, noch angegriffen von meinen Leiden.

‚Und ich gestatte mir, Ihnen zu bestätigen, daß Dinge mir zu Ohren gekommen, welche Sie längst um den Officiersrang gebracht. Point d'honneur! An Ihrer Stelle wäre ich längst gegangen.‘ …

‚Der Muth der Ueberzeugung zwingt mich, Ihnen zu sagen, daß Sie lügen!‘ schrie ich auf und drang in ihn ein; meine erhobene Faust nahm mir nach dem Urtheile der Officiere das Recht, den Oberst zu fordern. Er erklärte überdies, ich sei nicht satisfactionsfähig. Was konnte er meinen? — Man glaubte ihm, dem alten Haudegen. Aber es war nur so gethan, um mich herabzusetzen, zum Abschiede zu zwingen.

Er liebte vielleicht wie ich, vielleicht handelte er

auch unter dem Einflusse des Rittmeisters? Ich weiß es nicht. Alles hatte sich gegen mich verschworen: der Abschied mit Schimpf und Schande wurde zwar gemildert durch die Theilnahme meiner Kameraden; ihr Benehmen brandmarkte des Obersten Worte. — Was wollte ich thun? Fort mußte ich vom Schauplatze meiner Leiden; entsagen mußte ich, das war Alles, was ich wußte. — —

Ich dachte an die Jägerei; ich malte mir das Leben im Hochgebirge aus. — Ich bewarb mich um einen Posten. Ein böhmischer Cavalier schickte mich in das Salzburgische, wo er eine Jagd hatte. Im Hochgebirge suchte ich zu vergessen . . . Vergeblicher Vorsatz! —

Dort wanderte ich meist allein umher; ich studirte das Volk, wie es Flachs baute, wie man die ‚Brechelmühlen' mit Wasser trieb, wie sie die reichen Alpenwiesen mähten, noch hoch oben zwischen den Tannen am Fuße der Felsen. Wenn reißende Bäche oder Lawinen das Beste nahmen, da war ich helfend bei der Hand. Ich verjagte ihnen die Feinde ihrer Schafheerden, ich machte mir Freunde unter den Armen, damit auch Feinde unter den Berufsgenossen.

Mein ernstes Wesen forderte die Spottlust der anderen Jäger heraus; sie konnten es nicht ertragen, daß ich besser und gebildeter, als sie, war, und nicht aus dem Lande stammte. Ich bat um Versetzung,

sie wurde mir verwehrt. So suchte ich abermals Entlassung. Kurz zuvor war ein Diebstahl im Jagdhause verübt worden. Als man die Räume durchforschte, fand man meinen Rucksack, den ich vermißte, angefüllt mit gestohlenen Objecten. Den Gensdarmen schien dies Beweis genug. Ich floh, zu stolz, um das Brot meines Herrn zu erbetteln, und machte die Sache noch schlimmer. Ohne Verdienst irrte ich umher; zu Fuß gelangte ich hungernd nach Salzburg. Ich wurde aufgegriffen, als Dieb verurtheilt und in die Frohnveste gebracht. Es ist gerade ein Jahr. — Als ich vor Kurzem diese Hölle verließ mit dem Gefühle, schuldlos die Ketten getragen zu haben, blieb mir Nichts, als um Arbeit zu bitten; diese wurde mir gewährt; man ließ mich wählen zwischen Gassenkehren und Bergputzen. Ich wählte das letztere, weil ich den Menschen nicht so nahe blieb. War ich doch schwindelfrei als tüchtiger Gebirgsjäger; doch der Gürtel drückte mich. — Oft sah ich den Friedhof unter mir und dachte: ‚Könnt' ich gerade in mein Grab fallen!' — Eine unerwiederte Liebe im Herzen, ausgestoßen aus der menschlichen Gesellschaft, von Neid und Bosheit verfolgt, unschuldig zum Verbrecher gestempelt, um das Letzte gebracht, was der Mensch hat, um die Ehre! — Und dennoch blieb ich stolz!" —

Er war sehr erregt, seine Augen waren feucht,

ein Beben gieng durch seinen Leib, aber das Reden schien ihm Erleichterung zu gewähren:

„Meine eigene Geschichte“, sagte er, „nur in Abrissen hatte ich sie gekannt: zum ersten Male sehe ich sie in ihrer ganzen Traurigkeit vor mir. Es wurde nicht besser durch die Arbeit; — — sie haßten mich auch hier wiederum wegen meines verschlossenen Wesens. Einer besonders, ein Jüngerer, hörte nicht auf meine Rufe; es gäbe ein Nachspiel vor Gericht, wäre ich nicht — selbst ein entlassener Sträfling, denn Haß, nicht Ungeschicklichkeit zerriß mein Seil. Fort tanzte mir ein Schatten vor den Augen, an der Wand, als ob ein Zweiter neben mir hienge; ich träumte dort oben bei der Arbeit, die wiegende Bewegung schläferte ein; zudem war ich schwach und hungerte. Einmal vergaß ich zu rufen. Sie zogen an der Kurbel heftig, während ich mich zurückbeugte, um mich abzustemmen, da spürte ich, wie mein Strick an einem Vorsprunge hängen blieb und dann, — ein Ruck, . . . ein Stoß, . . . vielleicht ein Aufschrei, . . . zu spät, — ich weiß es nicht, — den sie wohl für mein Signal hielten; kurz, das Zusammentreffen mißlicher Umstände — sagen wir — war die Ursache, daß das Seil riß und ich zehn Meter tief stürzte.

Hier im Spitale erwachte ich und, . . . Sie waren bei mir! So, jetzt wissen Sie Alles.“ — —

Eine Thräne glitzerte mir entgegen, er reichte

mir die Hand . . . „Ein verlorenes Leben, dessen Ende dunkel ist, wie das Grab!“ — —

„Ruhig, ruhig, mein Freund, und was gedenken Sie zu thun?“ fragte ich bewegt.

„Was ich thun soll? Gassenkehren? Was nützt es?“ fragte er traurig. „Da wirbelt man den Staub auf, dort oben, recht weit von den Menschen, die Einem doch nur Böses ersinnen, kann ich noch Gutes thun; sie haben Steine auf mich geworfen, ich nehme sie ihnen aus dem Wege und schütze sie vor Gefahr, bis ich so viel verdient habe, daß ich mich nicht zur Heimat betteln muß.“

„Ich möchte Ihnen helfen, Sie unterstützen!“

„Was hilft es? Ein verurtheilter Dieb wird Nichts. Ich gehe wieder unter die Bergputzer.“

„Und Sie möchten, . . . die Heimat wiedersehen? Und . . . Sie lieben noch?“

„Heißer denn je! Ich kenne nicht das Glück der Demuth und, ich weiß es, im Herzen ist Laura mein! stellt sie auch Pflicht über Gefühl.“

V.

Als ich nach einigen Tagen von einem Abstecher nach Tirol zurückkehrte und im Postwagen wieder in Salzburg einfuhr, hörte ich von den Wänden des Kapuzinerberges die langgedehnten Rufe der

Bergputzer. Es klang wie ein verhaßtes Lied. — Ich zog meinen Feldstecher und glaubte wahrhaftig, meinen Freund zu erkennen, der an dem Seile hin- und herschwankte.

In meinem Gasthofe fand ich einen Brief voll heißer Danksagungen; zum Schlusse bat er, ich solle ihm nicht weiter nachforschen. Mir war es schwer, diesen Mann nie wiederzusehen, doch ich ehrte seinen Wunsch.

— — — — — — — — — — — — — —

Mehrere Jahre vergiengen. Da erhielt ich eines Tages, als ich mich eben als Badearzt in Böhmen etablirt hatte, ein Schreiben meines alten Gönners, des Arztes, aus Salzburg. Es hieß darin:

„Erinnern Sie sich noch, wie ich erschrack, als Sie mir von dem Bergputzer erzählten? Ich kann Ihnen jetzt sagen, warum. Sein Name, den ich schon erfahren hatte, führte mich auf eine Spur; jetzt kann ich Alles sagen. Er und Laura sind vereinigt. Ihres Schützlings Angebetete ist meine Tochter. Der Rittmeister lernte sie hier im Museums-Saale auf einem Balle kennen und führte sie heim auf seine Besitzung bei P . . . Nach seinem Tode erkrankte sie und als sie genesen war, zog sie zu mir. Durch einen Zufall erfuhr sie von Wielhart. Schonend haben wir auch ihm nahegelegt, daß seine Leiden zu Ende

seien, die Trösterin nicht ferne weile. Trotzdem wirkte die Freude wie ein Blitzstrahl und hätte ihn beinahe getödtet. Nun sind sie vereinigt; sie liebte ihn, nur das heilige Pflichtgefühl, welches ihre Mutter ihr anerzogen hatte, führte auch Wielhart auf den Weg der Selbstverleugnung. Geläutert durch das Unglück, nennt er sich jetzt erst würdig, daß ihm Alles vergolten werde, was das Leben an Enttäuschungen gebracht. Sie sollten dieses Paar sehen; Tauben sind grausam neben diesen Zwei, die einander im Leide errungen!

Salzburg, 17. Juli 1837.

Stets in Hochachtung

Ihr ergebener

Dr. S.....

Nachschrift: Ich habe das römische Bad im St. Johannes-Spitale restauriren lassen. Es ist dem Publikum zugänglich gemacht. Höchst sehenswerth. Sie erhalten nächstens Besuch von Freunden ..."

— — — — — — — — — — — — — —

Einige Tage später brachte mein Diener eine Karte; als ich den Namen sah, flog ich hinaus in Wielharts Arme! Es war der theure Freund, gekräftigt, gebräunt, in aufrechter Haltung, im Kleide eines Forstmannes, neben ihm eine Dame, deren Züge mich an Doctor Seethalers würdiges Haupt

erinnerten. Aber, dieselbe Dame hatte ich in Wien gesehen, kurz nach meinen Salzburger Erlebnissen. Ich entsann mich nur nicht sofort. Sie kam mir sogleich zu Hilfe:

„Doctor, Sie kennen mich nicht? Erinnern Sie sich nicht jenes Abends bei der Hofräthin Meinrad in Wien, als Sie, aufgefordert, ein Erlebniß zu erzählen, ohne Namen und Ortsangabe meines armen Gatten Schicksale zu recitiren begannen? Ich begehrte damals Ihren Arm und bat Sie, mich in ein kühles Zimmer zu führen. Ich war einer Ohnmacht nahe! . . . Diese Dame bin ich.“

„Ahnungslos that ich das“, rief ich; „vergeben Sie mir! Aber, ich sprach nur von den Leiden eines Mannes, dessen Name nicht über meine Lippen kam. Ich habe stets Discretion gewahrt, mein Freund!“

„Du Schwätzer!“ zürnte Wielhart scherzend und drohte mir. „Jetzt aber, zur Strafe, mein theurer Freund und Wohlthäter, streifen Sie Ihren pessimistischen Wahlspruch ab: ‚Media in vita in morte sumus‘. Denn mehr kann das Leben nicht bieten, als es mir gab, freilich zögernd und nach langen Prüfungen. Aber auch der letzte Makel ist getilgt; da lesen Sie.“

Er hielt mir ein Schreiben hin, dessen Inhalt folgendermaßen lautete:

„Geehrter Herr Oberförster!

Auf dem Sterbebette beichtete mir soeben ein armer Reuiger, mit der Bitte, Sie in Kenntniß zu setzen, daß er die gestohlenen Sachen in Ihren Rucksack steckte, um den Verdacht von sich abzulenken. Er fleht Sie an, ihm Alles zu verzeihen, was er Ihnen gethan. Gott möge Ihnen die unverschuldete Haft vergelten . . .

Mittler, Pfarrer von Oberau.“

„Alles vergolten! Alles vergessen!“ rief der Oberförster und drückte sein heißgeliebtes Weib an die Brust. Obwohl gestählt durch den Anblick des Elends, das ich seither gesehen, war ich nicht im Stande, mich zu mäßigen. Das Schicksal dieses Mannes und der Muth, mit welchem er Alles ertragen, die Freude bei dem Anblicke dieses Engels, welcher, wie von einem Gnadenschimmer umflossen, dastand, raubten mir alle Fassung; ich schlang meine Arme um Beide und, schluchzend wie ein Kind, segnete ich sie und mit ihnen die weihevolle Stunde, welche mir vergönnte, zwei Glückliche zu sehen. Per aspera ad astra!

— — — — — — — — — — — — — — —

Noch heute, nach mehr als fünfzig Jahren, ist ihre Liebe gleich geblieben.

Aus Salzburg ist seither eine große Stadt geworden mit geschäftigen Menschen, Dampfbahnen, vielen Brücken, großen Gasthöfen und zwei Museen, welche sich kühn den besten Sammlungen unserer Hauptstädte an die Seite stellen können. — Als zitternder Greis suche ich mein Leben durch die Wunder der Gasteiner-Thermen zu verlängern. Nur Eines schmerzt mich, wenn ich alljährlich bei meiner Durchreise die Landeshauptstadt berühre: das alte, typische Salzburg verschwindet allmälig; die Jungen wollen nicht von den Alten lernen. Der Selbständigkeitstrieb geht zu weit; sogar auf die Höhe des Mönchsberges haben sie Producte modernen Geschmackes gestellt, welche in ihrer dominirenden Lage über der Stadt nicht günstig wirken. Mit wenigen, preisenswerthen Ausnahmen ist der Stil der neuen Häuser weit entfernt von dem der älteren Salzburgerbauten. Wenn man solche Vorbilder neben sich hat, könnte man da nicht lernen, sich im Ebenmaße schöner Formen zu bewegen? Die nivellirende Zeit wirft auch Kunstdenkmale zu Boden; die Stadt raubt sich damit einen Theil ihres von Jahrzehnt zu Jahrzehnt an Werth steigenden Capitales; wäre es Bargeld, sie wüßten es anzulegen, geistige Güter aber werden selten in kleinen Städten geschätzt; gerade Straßen sind das Ideal der Welt geworden!

So hat auch mit dem Malerischen der Sinn

für die poetische Seite des Lebens abgenommen; ein großer Verlust für das Jugendleben, eine Entbehrung für das Alter, welches jetzt in farbloser Umgebung dem Grabe zuwallt. Die Romantik hat keinen Boden mehr: sie zieht sich zurück in die einsamen Thäler der Hochgebirge. Dort mag sie noch ihr kümmerliches Dasein fristen, dessen wir in den Hochlandsgeschichten, den Bergliedern und den Sagenbüchern des Weihnachtsmarktes gewahr werden.

Nicht lange wird es dauern, bis des modernen Verkehres Hast und Getriebe die Muse der Volksseele auch von dort verjagt, und von alten Sitten und Gebräuchen, Trachten und Sprachschätzen wird man in der Culturgeschichte lesen, wie von Längstvergangenem.

— — — — — — — — — — — — — —

Nur, wenn ich von Gastein im Herbste zurückkehre und an den Felswänden hängen und rufen die Bergputzer, dann fühle ich mich zurückversetzt in das alte Salzburg, das mich so Seltsames erleben ließ: Die sind noch ein Ueberbleibsel aus Zeiten, welche dem Künstler mehr Stoff boten, als die Zeit des Naturalismus und der Freilichtmalerei, das nüchterne, ideallose Fin de siècle!

Anmerkungen

zur Erzählung: „Der Bergputzer".

Den Mittheilungen des Herrn Stadtarchiv-Directors L. Pezolt verdanke ich folgende Daten:

Im Juli 1669 Bergsturz vom Mönchsberge in der „Gstötten"; dabei wurden die St. Markus-Kirche, das „hochfürstliche Seminar", die Kapelle „am Bergl" und 13 Häuser zerstört und giengen 220 Menschen zu Grunde. — Kleinere Ablösungen wiederholten sich häufig, und es wurde die Abarbeitung der gefahrdrohenden Felsstellen nothwendig.

* * *

Kapuziner- und Mönchsberg hatten verschiedene Besitzer; es mußten also die Landschaft, der Magistrat und der Hof durch ihre Bauämter für die „Bergskarpirung" sorgen. (Bericht der königl. bayr. Local-Bauinspection vom 4. Dezember 1813 unter Baudirector Hagenauer.)

* * *

Seit Ueberlassung des Mirabellschlosses, des Kapuzinerberges und des Monika-Werkes an die Gemeinde, hat diese für das „Bergputzen" zu sorgen, für welchen Zweck jetzt städtische Arbeiter genommen werden. Früher sollen diese Arbeiter nicht viel Vertrauen genossen haben, so daß Halleiner Bergknappen zur Controle herangezogen wurden. Eine Genossenschaft bildeten die „Bergputzer" niemals. Sie wurden bis 1870 nur zu der jedesmaligen „Skarpirung" aufgenommen; für die ge-

fährliche Leistung wurde ein höherer Lohn bezahlt. Auch von einer eigenen „Bergputzer-Ordnung" ist nichts bekannt geworden.

Die Bergputzer werden in verschiedene Kategorien nach den Leistungen abgetheilt:

1. Abfahrer (eigentliche Arbeiter),
2. Seilhalter (neben dem Pflocke und der Winde),
3. Loser (der an der Kante auf den Nachlaßruf horcht und dem Seilhalter mittheilt),
4. Aufpasser (in den Straßen unter der Arbeitsstelle).

In früheren Zeiten schickte der Abfahrer seinen Namen dem bezüglichen Signal „Nachlassen!" oder „Halt!" voraus. (Anziehen belastet die Stricke in gefährlicher Weise und soll vermieden werden.) Nun ist der Name dreier „Abfahrer" auf die bezüglichen Seile übergegangen: die gegenwärtig benützten drei Seile heißen nämlich „Brandauer", „Hauser" und „Jäger".*)

---

*) Vielleicht zum Andenken an besonders geschickte Arbeiter oder auch nur, um Irrungen bei dem Wechsel der Arbeiter vorzubeugen?

Der Verfasser.

Halt!

Eine Grenzzoll-Idylle.

Von

Paul Devisoff.

(Erschienen im I. Hefte des Jahrganges 1887 der Wiener Zeitschrift „An der schönen blauen Donau“. Mit einigen Aenderungen hier abgedruckt.)

Auf dem Wege von Salzburg nach Reichenhall, (das heißt, wenn man sich an die staubige Landstraße hält), passirt man den „Walserberg“, einen Hügel mit Wald, welcher das Walserfeld gegen Westen abschließt, jene Ebene vor dem Untersberge, auf der vor nicht zu langer Zeit noch der sagengeschmückte, vielbesungene Birnbaum gestanden. Der war sozusagen das erste „Marschziel“ jener geisterhaften Truppen, welche unter Kaiser Karls Führung den Berg, wie die Sage erzählt, verlassen und hier eine große Schlacht schlagen werden. Von dem Hügel erblickt man gegen Süden das gewaltige Gebirgsmassiv in seiner ganzen Länge, und schon allein dieser Aussicht wegen wandern Sonntags zahlreiche Gäste dorthin: da fahren Equipagen und Lohnwagen aus der „Saisonstadt“ und dem Curorte hin und her; die Rosselenker halten vor dem sauberen Wirthshause „Am Walserberg“, und die Pferde löschen den Durst aus einem Troge mit spiegelhellem Quellwasser.

Freilich, unter der Woche ist es nicht so lebhaft, und vollends nicht, wenn der Sommer um ist, an so einem trüben Nebeltage, der nur zu deutlich den nahen Spätherbst verkündet! —

Weit und breit gab es kein Fuhrwerk, keinen Wanderer. Bange Ruhe herrschte im österreichischen Zollhause und in der Schankstube. Jeder wünschte sich, verwöhnt durch die lärmenden Tage des Sommers, noch ein wenig Abwechslung, ehe der Schnee sich für drei Monate ausbreitete. — Aber da konnten sie warten: kein Rad knarrte jetzt mehr über den Schotter, einsam standen die Futterkrippen, traurig plätscherte der Brunnen, und ein Hausirer stellte den traditionellen rothen Schirm in die Ecke. Die Katze schlief auf dem Fensterbrett, und dicht daneben lehnte der Wirth mit verschränkten Armen in der Ecke, während die Kellnerin, ab und zu gähnend, den Mund aufsperrte, als ob sie den ganzen Strumpf, den sie in der Arbeit hatte, auf einmal verschlingen wollte.

Es war die Dämmerung herabgesunken und die Stube dunkel geworden, als ein Knurren des draußen an der Kette liegenden Hundes den Hausvater weckte. Der fuhr auf und tappte nach der Pfeife.

„Liesl, was giebt's?“ rief er und erhob sich. „Hörst 'was? Was hat denn der ‚Packan‘ schon wieder?“

Das Mädel trat an's Fenster, legte die Strickerei

auf den Tisch und öffnete. Ein feuchtkalter Luftstrom drängte sich durch; sie steckte den Kopf hinaus und lauschte.

Eben wollte sie mit den Worten: „Nix is's!" wieder schließen, als ein leises Schnauben dicht an der Hausmauer zu vernehmen war. Jetzt wurde sie aufmerksam, winkte dem Wirth, der schlaftrunken herbeikam und über ihre Schulter weg auslugte.

Aus dem Schatten der großen Scheune tauchte eine Gestalt auf, ein Bäuerlein, das Haupt zu Boden gesenkt, die Arme auf den Rücken gelegt. In den Fäusten hielt der Mann einen vielfach verknüpften Strick und an diesem war eine magere, semmelfarbige Kuh angebunden. — Sie kannte wohl ihr Schicksal, denn sie folgte nur mit Widerwillen.

„Armsünderg'sicht!" lachte der Wirth. „Hat richti sei' letzt's Stückl! He, Sepp! Wohin?"

Der Bauer fuhr auf. Er hätte in Gedanken bald das Wirthshaus übersehen: „Grüß Gott, Wirth!"

„Das Proceßführ'n is a eigene Sach', nid wahr, Sepp? Is's Dei letzte?"

„Früher war Geld g'nua auf das Haus z'hab'n; aber, je mehr d'rauf war, je weniger geb'n die Sakra! Zwölf Procent gib i nid."

„No, und die Anna?" fragte die Liesl, ohne von der Strickerei aufzusehen.

„Mit dera ihrer Heirat is's nix! Wie abg'schnitten

war's, als ob jetzt die Sonn' scheinat und dort scho der Sturmwind herkäm'. Wie wegblosen war er", antwortete der Sepp schreiend.

„No, no, warum denn?" beschwichtigte der Alte.

„'s is b'schlossen! All's wird verkauft, ehevor die Execution das Liegende versteigert, und so hab' i eine nach der andern aus'n Stall auf die bairischen Märkt' g'führt und recht guat verkauft. No, und die letzte is halt zu mager. Da will i's amol in Oesterreich versuchen."

„Geh', auf a Glasl Schnaps, Sepp, wird's no g'lengen?"

„Sorgen in Kopf, leer in Magen; hast Recht, Wirth!"

Er steuerte quer über den Platz unterhalb des Zollhauses, und das Licht ober der Hausthür fiel auf ihn. Ein Labetrunk sollte ihm jenseits der schwarzgelben Pfähle Muth geben.

Noch war er nicht sechs Schritte gegangen, als eine schwere Hand seinen Arm umklammerte und eine barsche Stimme hinter ihm ertönte:

„Halt! Hab' ich Dich, Du Spitzbub', Du Pascher?"

Der Bauer sprang zur Seite. Aber schon lag der Strick in fremder Faust, und „Kehrt Euch" machen und zum Zollhaus marschiren mit gebundener Marschroute war Eins.

„No, no! Nid so grob!“ replicirte der Sepp.

„Da gibt's nichts! Das Stück Vieh kann nicht so mir nichts, dir nichts hinüber, wie der Bauer meint. Brav zahlen, und Straf' gibt es wahrscheinlich auch, weil er schwärzen hat wollen. Verstanden?“

Bei diesen Worten war der Strick entgiltig in den Händen der Gerechtigkeit.

„Auf Jo und Na hat er 'n g'habt!“ sagte der Wirth schmunzelnd und schloß das Fenster.

„Straf' auch noch?“ jammerte der Bauer drüben. „Und wie viel denn gar?“

„'s Fünffache!“

Dem Sepp kam's in die Füße. „'s Fünffache!“ Er wollte Reißaus nehmen; aber der Beamte hatte die Wirkung der Nummer schon vorausgesehen und hielt ihn fest am Kragen.

Der Bauer schob den Hut in die Stirn und kratzte sich am Kopf:

„Na, dös is oba do!“ war Alles, was er hervorbrachte; dann folgte er langsam dem zürnenden Diener der Gerechtigkeit.

„Zehn Gulden!“ schnarrte es aus dem Schalter. „Will er zahlen? Ja oder nein?“

„Na!“ war die lakonische Antwort.

„Hast es nid?“ fragte der draußen, von einem Schimmer leisen Mitgefühls getroffen.

„I zohl nix!“ trotzte der Bauer.

„Nichts zahlst, Bauer? Ist das dein letztes Wort?“

„Mei letzt's, so wahr i dasteh'!“

„So, jetzt sind es fünfzig Gulden Straf', weil er schwärzen hat woll'n, und die Kuh bleibt da, bis gezahlt ist!“

Dann flog das Fenster zu.

„Waaas? Fünfzig Gul . . .?“

„No, wird's?“ rief draußen der Beamte frierend. „Die Kuh geht in den Stall, wird als Pfandobject behalten. Geh' z'Haus und hol' Dei Geld! Hat's Dir die Stimm' verschlagen?“

Jetzt wurde dem Sepp schwül zu Muthe. Er mußte g'radaus hinüber ins Wirthshaus, und dort schlug er mit der Faust auf den Tisch, daß die Krügel von der Schank ins Wanken kamen. Jetzt war ihm wieder leichter.

„Was hat er denn?“ fragte ein alter Herr mit Brille und langen weißen Haaren, der eben eingetreten war und den breitkrämpigen Hut auf den Nagel hängte.

„Ah! Der Herr Apotheker! Grüß Gott!“ Ein Freudenstrahl schoß aus den Augen des Sepp.

„Ja, der bin ich, und ich kenn' Weg und Steg! Kein Ausweg, Bauer, überall sind sie, die Grenzjäger; keine Hilf'! Zahlen mußt Du, das thät' ich Dir rathen.“

Der Sepp warf den Kopf zurück, und ein bos-

hafter Zug veränderte sein Gesicht. Er hatte auf besseren Rath gehofft.

„Und wann i's nid thu'?"

„Dann bleibt nach 'n G'setz die Kuh", antwortete der Alte und zündete die Pfeife an, ohne sich weiter zu kümmern.

„Mag's bleiben!" rief der Sepp und stieß mit dem Kruge an die Tischecke. „Kellnerin! Noch einen halben Liter und einen Bierschnaps d'rauf!"

Er leerte das Schnapsglas zum Schlusse, sprang auf und schrie: „So, und jetzt Adjes, Herr Apotheker!"

Der Angeredete brummte kaum einen Gruß, denn er war schon vertieft in seine Pflanzen, die er aus der Botanisirbüchse herausholte und auf dem Tisch auszubreiten begann. „Botanisiren hat nicht Tag, noch Stunde, und die ganze Welt ist so freundlich bewachsen, der Wald ein Museum, die Wiese ein wahrer Schatzboden. Ist doch die fröhlichste Wissenschaft, so im Freien zu schweifen!" dachte er dabei und pfiff ein lustiges Liedl vor sich hin.

„Herrgott, Wirth, wo ist meine Loupe?" fuhr er plötzlich auf. „Herrgott, Wirth, habt Ihr eine Laterne? Ich muß sie suchen; im Wald liegt sie."

„Aber jetzt, Herr Apotheker, bei der Nacht?" warnte der Hausvater, indem er das Licht anzündete. „Sie finden den Platz nid, wenn S' ihn auch wissen."

„Ja, jetzt bei der Nacht; weit kann sie nicht sein“, entgegnete der Alte und klopfte eifrig auf die Taschen, schüttelte den Kopf, sprang auf, griff zur angezündeten Laterne. Fort war er.

„Wegen so an Glasl!“ brummte ihm der Wirth nach. „Der braucht die halbe Nacht!“

Vor dem Hinauseilenden steuerte eben in nicht ganz gerader Linie der Sepp seinem Dorfe zu; nur bei dem Stalle blieb er noch stehen und winkte seiner Kuh einen wehmüthigen Gruß nach; dann verschwand er im Dunkel des nebelbedeckten Tannenwaldes . . .

An der Stallthür, hinter welcher die Kuh lag, hatte ein junger Grenzjäger Wache zu halten. Sein Aeußeres ließ auf einen Neuling schließen, der nicht gewohnt war, in der Uniform zu stecken. Seine himmelblauen Augen und sein blondes Schnurrbärtchen gaben ihm den Anschein eines verwöhnten Weltkindes, das in der Einsamkeit der sicheren Auflösung entgegengeht. Mürrisch zündete er sich eine Cigarre an, beobachtete den Schimmer des Lichtes aus der Kanzlei und, als dieses verlöscht war, lehnte er sich zurück und nickte ein.

Drinnen ließ sich's die Kuh schmecken; man hörte ihr Widerkäuen; so gutes Futter hatte sie seit langer Zeit nicht gekostet.

Allmälig wurde es stiller und stiller; es rauschte der Abendwind in den Bäumen, der Mond arbeitete

sich durch das Gewölk und warf schüchtern seine Strahlen auf das schlummernde Thal und die Häusergruppe. In der Ferne glänzten die Lichter von Salzburg.

Es mochte etwa eine Stunde vergangen sein, als leichte Tritte den Wächter aus dem Schlafe weckten. Er sah auf; ein großes, schlankes Mädchen in gestricktem Leibl, das Hütl keck nach der Seite gesetzt, ein Körbchen am Arm, den Bergstock in der Linken, stand vor ihm und schaute durch die Thür des Stalles.

„Grüß Gott, Dirndl, was willst?" rief er und sprang auf, die erwünschte Unterbrechung im Stillen begrüßend.

„Grüß Gott", antwortete die Dirn', deren Gesicht noch der Schatten der Hutkrämpe deckte; „is's noch weit bis auf d'Hammerau?" . . .

„Hammerau in Bayern, drüber der Saalach? Mädel, da bist schon am rechten Weg! Geh' nur!"

„Jesus" flennte das Mädchen; „g'wiß nid! Ja, wo geht er denn?"

„Ich möcht' Dir ihn zeigen, aber ich muß Wach' halten."

„Was ist denn da d'rein?" fragte sie neugierig.

„A Kuh", erwiderte er und betrachtete die feine Gestalt.

„Soo, a Kuh? Die is an'bunden, lauft nid

fort; zoag'n S' ma den Weg, nur a Stückerl, a kloans!"

„No, ich zeig' Dir ihn bis zur Au", sagte er gutmüthig; ihn rührte die Verzweiflung der Weinenden und dann war sie so hübsch; das sah er, wie die Laterne beim Schlagbaum sie beleuchtete. Rasch schritt er voran, blickte auf das Zollhaus, in dem sich nichts mehr rührte, und wendete sich dann zu seinem Schützling.

„Was hast denn z'thun in Hammerau?"

„Tant' besuchen."

„So? Tant' besuchen? Um die Stund'? Ist wohl a Nachteulen, die Tant'? Und woher kommst?"

„Von z'Haus." — —

„Sehr gut, ganz richtig; aber wo bist z'Haus, Du harbes Dirndl?" fragte er weiter, schon ärgerlich über die barsche Antwort.

„Weit von da, sehr weit! O, Du himmlischer Herrgott, den Weg find' i nia. — Was is denn dös für a Buach?"

„Na, mei ‚Instruction' halt."

„Istruzionhalt? Was is denn dös? Aha! Zum Studir'n g'wiß, was für die g'scheit'n Leut'?"

„Nein, Dirndl, das kenn' ich ganz auswendig."

„Inwendig a? Dös ganze Buach? Dös glaub' i nid."

„Soll ich Dir's beweisen und 'was hersag'n?"

„Na! Na!" fuhr sie erschreckt auf. „I könnt's ja do nid wissen bei der Nacht, ob's d'rin steht. Ui! Ui! Aber den Weg siecht ma schlecht! Und was steht denn d'rin in dem Buach, mit Verlaub?"

„Was Alles kostet an der Grenz' und wie viel Straf' zu zahlen ist, wenn Einer schwärzt."

„So, so? Wie viel is's denn?" fragte sie, erschreckt durch seine Amtsmiene.

„Bei die Küh' das Fünffache!"

„Und wenn die Kuh, die dort eing'stellt is, den Strick abreißet, wer zahlet hernach?"

„Dann zahl' ich, weil ich's nicht aufgehalten hab'. . . . Dirndl, bist Du schön! Wie Dich der Mond anscheint, Milchg'sichterl, Du nett's!"

„Weg mit die G'spoaß!" schrie sie und stieß ihn zurück, weil er sie am Kinn fassen wollte.

„Halt!" Gieb mir a Bußl! Ich muß umkehr'n."

„Oho! Seit wann san mir so guate Freund?" platzte das Mädel heraus, einen Schritt zurücktretend.

„Geh', keine Mucken; gib's her und dann geh' nur dem Weg nach bis zum Steg; nicht zu fehl'n!" setzte er herablassend hinzu.

„I fürcht' mi, nei, jetzt alloan in' Wald! oh, i fürcht' mi! Nur durch den Wald nid alloani geh'n!"

„Wirklich nur zur Tant', sonst nichts?"

„Sonst nix!" antwortete sie weinerlich.

„G'wiß wohnt wer dort?" —

„G'wiß, wenn's Häuser gibt."

„Na wart', Du Schnabel! So a g'schnappig's Dirndl schau' Dir an! Aber, jetzt glaub' i selber, i hab' den Weg verfehlt, weil die Lichtung nid kommt."

Er schaute nach allen Seiten um.

„Das Licht dort, is das schon Hammerau?" fragte sie.

Er sah in der Richtung ihrer ausgestreckten Hand einen Schimmer, der sich zwischen den Zweigen bewegte.

„Eine Latern' ist's; aber wie kommt die daher?"

„Richti nid der guate Weg? Wo ham S'mi hing'führt, Sö Schlechter? I fürcht' mi!" jammerte die Hübsche.

„Ruhig, ruhig, kommst noch vor Zehne nach Hammerau; aber das Licht wandelt wie ein Irrwisch. Was das sein muß?... Hast no kein' Bub'n?" fragte er zärtlich, als sie sich ängstlich an seinen Arm klammerte.

„Jö, wo denken S' hin, Herr Zolleinnehmer?"

„Geh', Du!" warf er zweifelnd ein, „so a sauber's Dirndl."

„Ja, i soll koa Glück ham, so wahr i dasteh', wenn i oan hob', an Buab'n! I hob' koan!" . . .

„Magst mich? Schau, gib mir a Bußl! — Aber, jetzt kommt das Licht näher. G'wiß a Schwärzer: da heißt's aufpassen. Geh', setz' Dich indessen nieder!" Er wollte fort.

„Nein, Herr Inspector! Bei mir bleib'n!"

„Das bin ich nicht. Also, an Schmatz, schnell!"

„Herr Instructor, i ruaf'!"

„Schnell, schnell, die Kuh ist nicht bewacht. Wenn's der Herr Inspector sieht, is's aus und g'scheh'n. Ich muß zurück."

„No, und i soll mir jetzt den Weg sölba suach'n? Na, dö Mannsbilder san do z'grob!"

„Weil Du so schön thust, noch a Stückerl; aber dann krieg' ich einen festen Schmatz zum Dank, nicht wahr, einen festen?"

„Zum Dank? No vielleicht! Wer'n ma seg'n."

„G'wiß! Bist a lieber Schatz, Dirndl! Also vorwärts, marsch! . . . Jetzt is das Licht verschwunden." — — —

Sie wanderten Arm in Arm langsam auf dem mondbeglänzten Waldwege. Die Luft war lau geworden; Südwind hatte schon gegen Abend eingesetzt, und von den Zweigen rieselten leise die Regentropfen vom Nachmittag. Immer näher rückte der Junge, immer ängstlicher schritt das Dirndl knapp am Rande, daß seine Aermel an die Büsche streiften.

„Endlich!" rief er bei einer Lichtung. „Dort is d'Hammerau! Siehst es? Jetzt heißt's geschwind zurückgeh'n. Und mei' Bußl? Schnell, eh's zu spät ist! . . . Das verdammte Licht." — Dabei faßte er sie am Kinn und wollte sich den Lohn von den vollen Lippen der Dirn' nehmen.

Da fiel ein greller Strahl quer durch das Buschwerk, die Zweige theilten sich und dicht vor ihnen stand der Apotheker mit der Laterne.

„Ich hab's, da ist sie!“ rief er und hielt die gefundene Loupe hoch in die Luft.

„Und ich no nid!“ brummte der Andere giftig, während das Mädel einen Seitensprung machte und mit den Händen das Gesicht deckte. „Himmel, jetzt das auch noch?“ Er faßte nach ihrem Rocke, aber da drehte sie sich und rief ein lautes: „Halt!“ —

Und weg war sie und lief über den Steg, was sie konnte, und dann querfeldein auf Hammerau zu.

Traurig sah er sie verschwinden. Der Apotheker stand daneben, hatte die Laterne auf den Boden gestellt und putzte seine Augengläser.

„Seh' ich denn recht? Wer ist Die denn gewesen?“

„Weiß nicht“, antwortete der Junge einsilbig.

„Na, dann weiß ich's auch nicht. . . . Das ist sehr schön, jetzt kann ich mit Ihnen bis Walserberg zurückgehen!“ fuhr der Apotheker fort.

Hätte er den Blick gesehen, den der Herr Praktikant ihm zuwarf! Vom Dirndl nichts mehr zu sehen. Wo die nur hingekommen war? Wie im Erdboden verschwunden.

„Auf ein andermal, Herr Instructor!“ tönte es von der Wiese herüber. Wo das Mädel nur das Hochdeutsch her hatte?

„Na wart', Dir lohn' ich's, Du abg'wichst't's Dirndl! Ich merk' mir's schon", brummte der Beamte und trat mürrisch neben dem Apotheker den Rückweg an. Jetzt sah er nur mehr das von Zorn geschwollene Gesicht des Inspectors, das ihn erwartete, und den verlassenen Posten vor sich; ihm graute vor den möglichen Folgen seines Leichtsinnes.

Schweigend schritten sie auf dem Auwege der Straße zu, Jeder in Gedanken, aber in gar verschiedenen, bis an der Stelle, wo der Fußsteig endete, eine Gestalt ihnen entgegenkam.

Es war der Wirth vom Walserberg.

„Machen S' Ihna g'faßt, Herr Praktikant!" rief er schon von Weitem; „ein Heidenscandal geht los: die Kuh is fort! der Herr Inspector ist wüthig!"

„Die Kuh? Die Kuh fort? Unmöglich! In der halben Stunde? Wohin fort? Losgerissen? Gestohlen?"

„Das fragt der Herr Chef auch; verschwunden, Niemand hat was geseh'n und gehört. Sie hat man gesucht und nicht gefunden. Erst haben sie geglaubt, Sie seien mit ihr spazieren gegangen, hab'n sie auf die Weide geführt."

„Hihihi!" lachte der Apotheker und hielt sich die Seiten. „Den hat wer Anderer spazieren geführt, an der Nase herum, und ich... hihihi!... hab' ihm heimgeleuchtet. Schöne Geschichten das, schöne Ge-

schichten, Herr Praktikant!" rief er dem unmuthig Abgewendeten zu.

„Ja, und die Dirn'", fuhr der Wirth ohne Erbarmen fort, „die Dirn', die hab' ich noch geseh'n dort herumspioniren. Die is ja dem Sepp seine Anna gewesen; die kennt den Weg besser als Sie. Was braucht die ein' Wegweiser, is ihre Mutter doch von Hammerau!"

„Also doch die Tant'?" seufzte der Praktikant leicht auf, als fiele ihm eine Last vom Herzen.

„Weggelockt hat die Abg'wichste den Herrn; na, ich wünsch Glück zu der Eroberung! Und der Bauer hat indessen die Kuh g'holt, das war abgemacht. Beweisen kann man's nicht, das is sein Glück."

Der Praktikant war vorausgeeilt und schlug sich vor die Stirn. „Herrgott von Mannheim! Hat der Bauer die Kuh g'holt, und das Mädel war im Complot! ... Ich Dummkopf!" setzte er leise hinzu. „Aber beweisen kann man das nicht."

Dort lag der leere Stall. Das war der einzige Beweis.

Der Apotheker schaute hinein und krümmte sich vor Lachen, indem er sich auf den Schenkel klopfte. „Ja, ja nur die Nasen abstoßen! Nur die Nasen abstoßen! Geschieht ihm recht! Da kommt eben der Chef heraus!"

„Sind Sie endlich da? Ja, wo waren Sie

denn? Sind Sie mondsüchtig? Das ist eine alte Geschichte: Dummheit und Stolz wachsen auf Einem Holz!“ rief der Chef mit zitternder Stimme. „Immer hochmüthig, diese jungen Herren; doch wenn irgend ein durchtriebenes Landmädel sie d'ran kriegt mit ihren sakrischen Augen, dann sind sie hinterher, wie die Dachshunde vor'm Bau. Für diesmal sei es verziehen. Aber noch so Etwas — und Abzug vom Gehalt und so weiter!...“

Der Zerknirschte verzog den Mund zu einem bitteren Lächeln.

„Ja so!“ verbesserte sich der Inspector. „Sie sind noch Praktikant, dann wenigstens keine Rücksicht mehr, wie heute. Reden Sie von Glück, daß es Niemand gesehen hat und die Verfolgung des Bäuerleins nach Bayern mit Schwierigkeiten verbunden ist. Die Kuh, so müssen wir annehmen, kann sich ebensogut losgerissen haben.“

„Ja, Herr Chef“, fiel der Verdonnerte schüchtern, aber schnell ein, „der Strick war sehr schlecht, vielfach verknüpft und zerrissen.“

„Das geht durch die Gesandtschaft“, kicherte der Wirth. „Schreibereien hin und her.“

„Ja, ja, Ihr Glück, Herr Praktikant; also diesmal Pardon!“ Er mußte selbst lachen über die verzweifelte Miene des Grenzseladon, den die Dirn' so wacker hatte anlaufen lassen.

Jetzt faßte den Apotheker das Mitgefühl, und er schob seine Hand unter den Arm des Zerknirschten, während der Chef die Thür hinter sich zuschlug.

„Es ist ein Zeichen, daß Sie erst später kommen sollen. Also, gute Miene zum bösen Spiel! Kommen Sie hinüber, Herr Praktikant, und acceptiren Sie ein Glas Wein. Trinken Sie Ihren Schrecken hinunter. War doch ich die Ursach', mit der verdammten Latern', daß Sie abgetrumpft worden sind, sonst thät' der Schmatz Sie noch brennen. Hab' Alles gehört; nicht leugnen! War auch einmal jung! Ist es oder ist es nicht so?"

„Herr Apotheker, Sie spotten, wenn ich bitten darf!"

„Nein, ganz im Ernst! Trinken Sie den Schrecken hinunter, den ich Ihnen verursacht hab'!"

Sie traten ein und setzten sich an den Stammtisch. Niemand war mehr da. Die Liesl mußte erst aufzünden.

„Also, nicht bös' sein! Da! Einschlagen!"

Sie reichten sich die Hände.

„Ich zeig' Niemandem mehr den Weg und geh' den eigenen", meinte der Praktikant. Es war ihm dabei, als guckte zwischen den Zweigen der dunklen Tannen draußen ein hämischer Kobold hervor und kicherte ihn spöttisch an, aber dann war es nur der Mond, der hatte heute ganz das Gesicht von der Anna!

Sie waren nämlich schon bei der dritten Flasche. Bei dem letzten Glase erhob sich der Alte und sprach:

„Jetzt muß ich heimwärts, aber merken Sie sich etwas für's Leben, was ich Ihnen gleich sagen werde.“

„Gewiß, Herr Apotheker! Reden Sie nur!“

Sie stießen an, daß es klirrte.

„Hätten Sie“, fuhr der Graukopf fort und lugte schlau über seine Brille hervor, „hätten Sie die Grenzen der zu zollenden Achtung nicht überschritten, so hätte das Mädchen bei Ueberschreitung der Grenze auch mehr Achtung für den Zoll mitgebracht. Also, selbst wenn die schönsten Augen winken, fort die Weibsleute; wo die Pflicht ruft als Lebensregel nur: Halt!“ . . .

„Und: Wer da!“ fiel der Aufgeheiterte fröhlich ein.

„Gute Nacht, gute Nacht! Nichts für ungut!“

Der Apotheker zahlte. Aber der Wein war ihm in die Füße gefahren. „Oho! Müssen Sie noch Jemanden heimgeleiten? Sie sind heute schon das Opfer der . . . Verirrten. Nur bis dorthin; bei dem Bauernhof lasse ich einspannen. Der Bauer fährt so um Mitternacht zum Markt ab; weit ist's nicht hin. Also, bitte schön!“

So gestützt, kam er vorwärts. Der Praktikant hatte sich in seiner Zerknirschung zurückgehalten und die Luft machte ihm wieder den Kopf klar.

Als der Alte auf dem Wagen saß, gieng der Junge langsam die Straße wieder aufwärts und murmelte vor sich hin:

„Wenigstens weiß ich jetzt, wer sie ist. So zum G'spaß wär's nicht schlecht! Wer weiß, wozu es gut ist! Ich hätt' wachstehen können, vielleicht bis um sechs Uhr Früh. So ist noch Alles gut gegangen. Und ‚auf ein andersmal' hat sie gesagt. Vielleicht, vielleicht doch?"

„Vielleicht!" rief eine Mädchenstimme hinter einem großen Baume.

„Wer? Die Anna?" fragte er erfreut, ohne sie zu sehen.

„Ja, die Anna! War gar nid in der Hammerau, bin Euch nachg'schlichen in Wald, und jetzt schön schweigen, die Kuh ist gerettet. Schön' Dank! Wenn S' nix weiter reden, da is er!"

Sie streckte ihm den Mund hin.

„Wer? . . ."

„Wer? Sie fragen noch?"

„Nein, noch nicht! Eher muß ich wissen, wo der Herr Bräutigam steckt!"

„Der? Beim Teufel, zu dem er 'gangen is. Glaubts Ihr, an armes Dirndl kriegt an reichen Buab'n? Hab' ihn nie mög'n! Da steht Aner, der mir besser g'fallt!"

„Na, aber jetzt!"

Aber er war so hitzig, daß sie gleich wieder „Halt“ gerufen hat. . . .

Sie soll ihm die schmerzliche Stunde vergolten haben. Keiner machte so pünktlich seinen Dienst an der Grenze; er wußte wohl, warum. Kam ein Bauer mit einer Kuh, war er bei der Hand. Ein einzigesmal hat man ihn gesehen mit dem Sepp seiner Anna reden, wahrscheinlich gleichgiltige Sachen.

Wie er aber recht zufrieden war, der Herr Praktikant, kam eine Belobung und eine Versetzung. Die Belobung bekam der Chef und die Versetzung der Herr Praktikant, der sie am meisten bedauert hat.

Jetzt hätte er gern g'sagt: „Halt!“

Das ist nicht gegangen, und so hat er die Anna gleich im Ernst mitgenommen, und dem ersten Buben sein Pathe war der Apotheker.

In demselben Verlage erschien:

Beiträge zum Quellenstudium Salzburgischer Landeskunde nebst Hinweis auf die wichtigsten Quellenwerke. Zusammengestellt und herausgegeben von **J. Doblhoff,** Mitglied der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde. — 4 Hefte à 60 kr.

I. Heft: Hilfswerke — Kunst — Naturwissenschaften — Geographie, Topographie, Kartographie, Statistik, Reisen (erste Abtheilung).

II. Heft: Geographie, Topographie, Statistik, Reisen (zweite Abthlg.) -- Volkswirthschaft — Volkskunde im engeren Sinne — Prähistorisches, Archäologie, Geschichte, Chronik (erste Abtheilung).

III. Heft: Prähistorisches, Archäologie, Geschichte, Chronik (zweite Abtheilung) — Literaturgeschichtliches, Schöne Literatur und Poesie — Varia — Fortsetzungen und Nachträge.

IV. Heft: Zur Emigrations-Literatur — Inhalt der Mittheilungen der Gesellschaft für Salzburgische Landeskunde 1860—1893 (Band I—XXXIII) und der Jahresberichte des Museums Carolino-Augusteum 1850—1892 — Fortsetzungen und Nachträge bis Dezember 1893 (I—IV).

V. Heft (in Vorbereitung): Gasteiner Literatur, Numismatik, Nachträge, Nova.

Die **„Salzburger Zeitung"** vom 8. März 1894 berichtet hierüber: „Von diesen mit „echtem Fleiße und hervorragender Kenntniß der Salzburgischen Literatur bearbeiteten Bei„trägen sind bisher vier Hefte erschienen. Die Anordnung der einzelnen Materien ist eine „chronologische. Wir heben besonders das vierte Heft hervor. Hier finden wir die „vollständige Emigrations-Literatur mit einem Verzeichniß der ein„schlagenden, diesen Stoff berührenden Manuscripte des Salzburger „Museums und den Inhalt der Mittheilungen der Gesellschaft für Salz„burgische Landeskunde von 1860—1893 (im Ganzen 33 Bände). Ein solches „Inhaltsverzeichniß zu besitzen, war schon längst ein sehnlicher Wunsch der Mitglieder der „Gesellschaft. Dieser Wunsch wurde öfters in den Generalversammlungen zum Ausdrucke „gebracht, man stimmte bei, schreckte aber vor der Mühe der Ausführung zurück. Der tüchtige Doblhoff hat diese Arbeit nun geliefert, ihn hat die mühevolle Arbeit nicht zurück„geschreckt. Wir danken ihm auf das herzlichste."

Die **„Allgemeine Zeitung"** in München vom 10. Februar 1894: „. . . . . Mit „einem wahren Bienenfleiß und einer reichen Kenntniß der heimischen Literatur, unterstützt „von Männern, die sein Streben würdigten und das Interesse für seine Forschungen „theilten, gab er nun bereits vier Hefte seiner „Beiträge" heraus, und man muß gestehen, „daß mit jeder Lieferung die Vertiefung in seine Aufgabe wuchs und daß demnach seine „Arbeit für den Geschichtsforscher immer werthvoller wurde. Die chronologische Anordnung „der nach einzelnen Materien gegliederten Mittheilungen bewährt sich als praktisch, und „es mag dem Verfasser eine Genugthuung gewähren, zu sehen, daß auch frühere Gegner „seines Unternehmens eingesehen haben, er habe ein brauchbares Hand- und Nachschlage„buch geliefert."

„Monatsblätter des Wissenschaftlichen Club in Wien" vom 15. März 1894: „Literarische Repertorien sind für den Forscher auf jedem Gebiete von hoher Wichtig„keit. Baron Doblhoff hat sich seit 1887 die Aufgabe gestellt, ein Verzeichniß der gesammten „auf Land und Leute, Natur und Kunst, Vergangenheit und Gegenwart bezüglichen Literatur „anzulegen. Ein Aufruf sicherte ihm die Mitwirkung angesehener Männer für sein um„fangreiches Unternehmen. So kam das höchst verdienstliche Werk zu Stande. Alle Gebiete „sind reich vertreten und übersichtlich geordnet, innerhalb der Rubriken chronologisch."

A·PUSTETS VERLAGSBUCHHANDLUNG u. BUCHDRUCKEREI

[illegible]

Vogl